Reichs-Elternwarte

Herausgegeben im Auftrage der Reichswaltung des NS.-Lehrerbundes

Heft 9 1937

Erscheint vierzehntägig
★
Postort Berlin

Heftpreis 25 Rpfg. frei Haus

Mutterliebe reinste Liebe

Aufnahme: Dr. Weskamp

Inhalts-Uebersicht

Muß der Lehrer einschreiten?
Seite 292

★

Gesangunterricht oder Musikpflege?
Von Hans Scheffler
Seite 294

★

Verkehr und Schule. Von Johannes Otto
Seite 297

★

Bilden; nicht abrichten. Von Dr. Anna Herde
Seite 299

★

Hilfe bei den Schulaufgaben
Von Edmund Fischer
Seite 301

★

Die Seele Deines Kindes
Von Henrich Hansen
Seite 304

★

Der Strom der Arbeit
Seite 306

★

Schilpu am Starkasten. Von Luise Treptow
Seite 308

★

Kinderstreit. Von Grete Dittmann
Seite 309

★

Kinder kaufen ein. Von Anni Weber
Seite 309

★

Aus alt wird neu! Von Ursula Scherz
Seite 311

★

Der Sohn der Furcht
Roman von Möller-Crivitz
Seite 312

★

Turnverse. Von Erwin Jäkel
Seite 315

★

Vom Glasbläser zum Metallhandwerker
Von Dr. Weskamp
Seite 312

★

Kurzweil am Feierabend
Seite 323

★

Was können unsere Kinder werden?
Der Musiker. Von Dr. Hans Hajek
Seite 318

★

Vom Beruf der Krankenschwester
Von Dr. Gerda Simons
Seite 320

★

Bisher erschienene Beiträge zur Frage der Berufswahl:

Was könnte unser Mädel werden?	Heft
Die Volkspflegerin	1/1935
Die ländliche Haushaltspflegerin	2/1935
Die städtische Haushaltspflegerin	4/1935
Die Krankenpflegerin	7/1935
Die Säuglings- und Kleinkinderpflegerin	3/1935
Die braune Schwester	2/1937
Die Kindergärtnerin (Hortnerin, Jugendleiterin)	1/1935
Die Kinderpflege- und Haushaltsgehilfin	3/1935
Die bäuerliche Wirtin (Oberwirtin)	2/1935
Die Koloniallandwirtin	2/1936
Die Lehrerin der landwirtschaftlichen Haushaltskunde (Lehrfrau)	2/1935
Die Kükenmutter	9/1936
Die Frau am Bienenstand	10/1936
Die Lehrerin für rhythmische Erziehung	3/1936
Die Gymnastiklehrerin	3/1937
Die Gärtnerin	6/1935
Die Fotografin	1/1936
Die Graphikerin	6/1937
Die Bibliothekarin	2/1936
Die Apothekerin	6/1936
Die Verkäuferin	4/1936
Die technisch-wissenschaftliche Assistentin	5/1935
Die soziale Betriebsarbeiterin	5/1936
Die Schneiderin	1/1937
An der Nähmaschine	5/1937
Das Mädel im Arbeitsdienst	7/1936
Lagerführerin im Arbeitsdienst	8/1937
Wir gehen ins Büro	8/1936
Frauen in der Lederwarenindustrie	11/1936
In der Werklehrerbildungs-Anstalt	12/1936
Gehilfinnen des Osterhasen	7/1937
Was könnte unser Junge werden?	
Der Bauer (praktischer Landwirt, Molker, Gartenbauer)	1/1935
Der Koloniallandwirt	1/1936
Der Gärtner	8/1937
Der Führer im Arbeitsdienst	4/1935
Der Förster	2/1935
Der Volksschüler	7/1937
Der Bildhauer	6/1935
Der Töpfer (Ofensetzer)	7/1935
Der Drogist	2/1936
Der Huf- und Wagenschmied	8/1936
Der Kupferschmied	3/1936
Der Schuhmacher	4/1936
Der Schneider	4/1936
Der Schornsteinfeger	5/1936
Der Kellner	8/1936
Der Fleischer	9/1936
Der Koch	10/1936
Der Bäcker	12/1936
Der Konditor	4/1937
Der Maler und Lackierer	6/1937
Der Bibliothekar	2/1937
Der Bildberichterstatter	7/1936
Der Uhrmacher	11/1936
Der Bankbeamte	5/1937
Der Berufsfahrer	1/1937
Der Elektriker	3/1937
Die Laufbahnen der Deutschen Reichspost	6/1936
Wie kommt der Junge zur Handelsmarine?	3/1935
Wie kommt der Junge zur Kriegsmarine?	5/1935
Wie wird mein Junge Landjahrführer?	4/1936
Berufe, die es gar nicht gibt	11/1936
Den Schulabgängern zum Geleit	8/1937

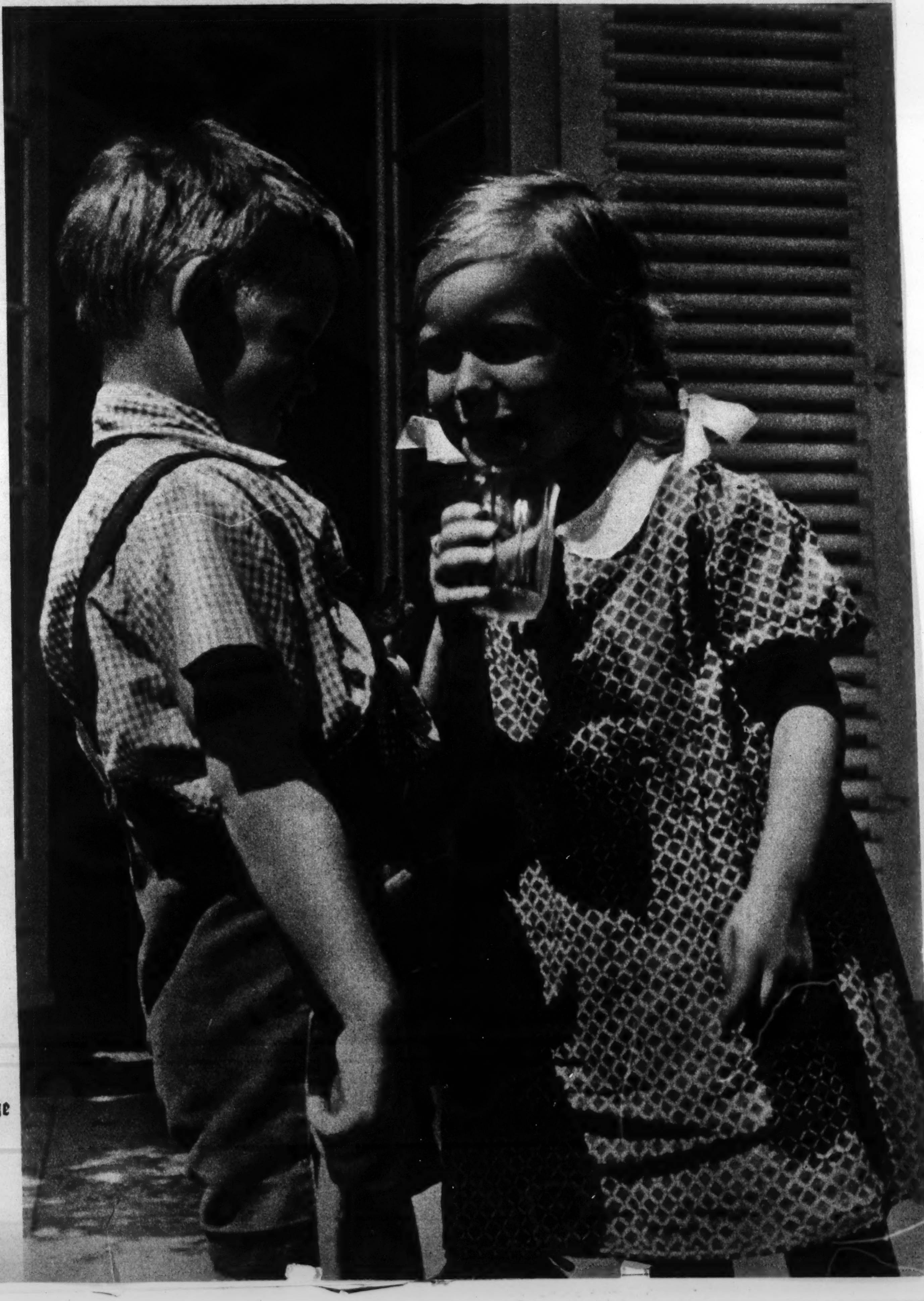
Eltern, benutzt die pädagogische Sprechstunde der „Reichs-Elternwarte"

Um den Beziehern unserer Zeitschrift in allen Fragen der Erziehung, allen Nöten und Sorgen um ihre Kinder, rechte Antwort geben zu können, haben wir namhafte Pädagogen aller Schulrichtungen verpflichtet, die sowohl mündlich als auch im Briefdienst Fragen aus unserem Bezieherkreis beantworten. Die Beratung erfolgt selbstverständlich unentgeltlich, im Briefdienst bitten wir der Anfrage lediglich das Rückporto sowie den Bestellschein (der mit der Antwort zurückgegeben wird) beizulegen. Die Anfragen sind zu richten an die Schriftleitung der „Reichs-Elternwarte", Abt. pädagogische Sprechstunde, Berlin SW 19, Wallstr. 17/18

Reichs-Elternwarte

Heft 9 1937

Herausgegeben im Auftrage der Reichswaltung des NSLB.
durch Regierungsdirektor Heinrich Siekmeier



…fnahme: du Vinage

Muß der Lehrer einschreiten?

Kann und muß der Lehrer helfen?

Brief einer verzweifelten Mutter an einen Schulleiter und dessen Antwort.

An den Herrn Rektor
der 3. Volksschule.

Die Unterzeichnete erhielt vorgestern die Nachricht, daß ihr Sohn Lothar nach den Osterferien in die Hilfsschule kommt. Ich lasse mir das aber nicht gefallen, ich schicke mein Kind nicht in die Hilfsschule. Lothar ist nicht dumm oder schwachbegabt, wie sein Klassenlehrer Herr K. . . . behauptet. Ich bin gestern bei Lehrer K. . . . gewesen, und der hat mir gesagt, an dem Beschluß, daß Lothar in die Hilfsschule kommt, sei nichts mehr zu ändern. Ich habe aber Lehrer K. . . . geantwortet, das sei ungerecht, und Ungerechtigkeiten braucht sich niemand gefallen zu lassen, und ich würde mir mein Recht schon suchen. Ehe ich die Sache nun weitergebe, wende ich mich an Sie, Herr Rektor. Sie dürfen es nicht dulden, daß an Ihrer Schule solche Ungerechtigkeiten passieren. Lehrer K. . . . sagte, wenn ich meinen Lothar nicht freiwillig in die Hilfsschule schickte, dann würde ich dazu gezwungen. Ich aber sage Ihnen, ehe ich das zulasse, nehme ich mir das Leben, denn die Schande kann ich nicht ertragen. Die Leute sollen wohl auf mich und meinen Lothar mit Fingern zeigen. Das haben wir nicht verdient. Aber ich weiß schon: Lehrer K. . . kann meinen Jungen nicht leiden. Als er das erste halbe Jahr zur Schule ging, da habe ich mich erkundigt, wie sich Lothar in der Schule macht. Da hat man mir gesagt „ganz gut". Und auf seinem ersten Zeugnis hat Lothar im Gedankenausdruck eine „3". Aber dann war es mit einem Male vorbei, dann hörte ich bloß Klagen. Und nun soll mein Junge sogar so dumm sein, daß er in die Hilfsschule muß. Dem Tischler W. sein Junge aber, der wird versetzt, trotzdem er eine „4" auf seinem Zeugnis hat, ich habe es gesehen. Da traut sich keiner etwas von Hilfsschule zu reden, wo doch alle Leute in der Straße wissen, wie beschränkt dieser Junge ist. Das habe ich dem Lehrer K. . . . schon früher gesagt, daß er den Tischlerjungen vorzieht, und nun ist es ein Racheakt, daß er meinen Lothar zurücksetzt und los sein will. Ich weiß, was in der Hilfsschule los ist. Da sitzen lauter dumme Kinder, und zwischen diese gehört mein Junge auf keinen Fall. Was soll er denn da lernen? Und was soll dann aus ihm werden, wenn er mal groß ist?! Als ich zu Weihnachten beim Lehrer war, hat er mir gesagt, es kämen außer meinem Lothar noch ein paar andere Jungen für die Hilfsschule in Frage. Er hat mir auch die Namen genannt, aber nur mein Lothar soll jetzt aus der Volksschule weg, die andern sind versetzt worden. Ich verlange mein Recht; ich lasse es mir nicht gefallen, daß andere Leute mit meinem Kinde machen, was sie wollen. Haben wir Eltern denn gar nichts mehr zu bestimmen? Ich denke, im Dritten Reich soll reell gehandelt werden. Und da müßte mein Junge richtig geprüft werden. Nicht durch einen fremden Lehrer und durch eine fremde Lehrerin, wie mir Lothar erzählt, sondern durch den Rektor und einen Höheren. Das kann ich verlangen. Ich weiß, mein Junge gehört nicht in eine Hilfsschule, und ich schicke ihn solange überhaupt nicht zur Schule, bis Sie mir schreiben, daß er wieder zur Volksschule kommen darf. Sie haben die Pflicht, dafür zu sorgen, daß einer verzweifelten Mutter ihr Recht wird.

Heil Hitler!

Frau Hildegard Wenzel.

Sehr geehrte Frau Wenzel,

ich halte Ihnen Ihre Erregung zugute und Ihren verletzten Mutterstolz. Nur deshalb antworte ich Ihnen ausführlich auf Ihren Brief, der aus einer einzigen Anklage gegen die Schule und die von ihr getroffenen Maßnahmen besteht. Wie gesagt, ich weiß, wie Mütter fühlen und denken, und ich weiß auch, daß sie bei der Verteidigung ihres Kindes einmal über das Ziel hinausschießen. Wüßte ich das nicht, würde meine Antwort an Sie einfach lauten: Was Herr Lehrer K. zu Ihnen gesagt hat, deckt sich mit der Ansicht der Schule; ich habe dem nichts hinzuzufügen. . . .

Ich will Ihnen gern Rede und Antwort stehen, in der Hoffnung, Sie am Schluß meines Briefes mit Ihrem Schicksal und dem Ihres Jungen ausgesöhnt zu haben. Ich werde allerdings nicht umhin können, Ihnen da und dort deutlich meine Meinung kundzutun. Aber Sie taten es ja auch; darum darf ich wohl annehmen, daß Sie es auch mir nicht verübeln.

Eines betone ich aber gleich vorweg: An der Entscheidung, daß Ihr Sohn nach den Osterferien die Hilfsschule zu besuchen hat, ist nichts zu ändern. Denn diese Entscheidung hat die Schule nicht auf Grund einer einzigen Prüfung gefällt, sondern auf Grund

langer und eingehender Beobachtungen, von denen weder das Elternhaus noch die Schüler in den meisten Fällen etwas gemerkt haben. Ihr Sohn ist uns als schwachbegabt aufgefallen. Nicht gleich während der ersten Zeit des Schulbesuchs, da wirkt nämlich die vorschulische Dressur des Elternhauses gewöhnlich noch nach. Und die „3“ im Gedankenausdruck mag nach dem ersten Schuljahr noch durchaus berechtigt gewesen sein. Aber als dann an das selbständige Denken die ersten Anforderungen gestellt wurden, da stellten sich Fehlleistungen ein, die den Klassenlehrer aufmerksam machten und ihm zu gründlicherer Beobachtung Veranlassung gaben. Der Schularzt und die Fürsorgerin wurden ins Vertrauen gezogen und gutachtlich zu den einzelnen Fällen — denn es waren ja mehrere Jungen, die nicht recht Schritt mit der Klasse halten konnten — gehört. So entstand schließlich ein nach menschlichem Wissen und Können sicheres Urteil, das durch eine letzte Prüfung durch den „fremden Lehrer und eine Lehrerin“ (es handelte sich um berufene Fachpädagogen!) nur bestätigt wurde. Und dieses Urteil lautete, daß Ihr Lothar „sich zwar als unterrichtsfähig, aber zur Mitarbeit mit normal begabten Kindern sich nicht als genügend befähigt gezeigt habe“ und deshalb einer Hilfsschule zu überweisen sei.

Zu seinem Besten, Frau Wenzel! Nicht als Strafe oder Herabsetzung, und schon gar nicht aus Rache!

Sie behaupten zwar, die Hilfsschule zu kennen. Nach meiner Meinung kennen Sie die Hilfsschule aber nicht. Sie wissen nur, daß dort minderbegabte („dumme“ sagen Sie!) Kinder eingeschult wurden, und Sie haben sich das landläufige Urteil gedankenloser Eltern, die nicht wissen, wie der Mutter eines schwachbegabten Kindes zumute ist, über diese Schuleinrichtung zu eigen gemacht.

Vielleicht ist die Hilfsschule noch nichts Ideales. Ernste und namhafte Schulmänner suchen schon lange nach neuen Wegen der Betreuung der Kinder, die dem Normalunterricht nicht zu folgen vermögen. Einsehen und zugestehen müssen Sie es mir aber, daß die Hilfsschule das sein will und auch ist, was ihr Name sagt: eine H i l f e für jene bedauernswerten Jungen und Mädel, die in der normalen Volksschule ewig hintenan stehen müssen, ewig von mitleidslosen Mitschülern als dumm verschrieen und schließlich ob ihres Alters unter den Schuljüngsten zum Gespött werden. Wieviel — zumeist ungewollte — Zurücksetzung und wieviel Tränen bleiben Ihrem Jungen erspart, wenn er in der Hilfsschule seinen bescheideneren Anlagen und Fähigkeiten gemäß unterrichtet und gefördert werden kann! Bei niedriger gestecktem Lehrziel, kleineren Klassen und begrifflich individuell abgestimmten Lehrmethoden vermag auch die Hilfsschule dem Jungen oder Mädel das Maß an Kenntnissen und Fertigkeiten zu vermitteln, das für die spätere selbständige Lebensstellung erforderlich ist. In der Normalschule wird das Selbstgefühl eines minderbegabten Kindes im Hinblick auf die dauernden Fehlleistungen, auf das dauernd von ihm selbst festgestellte Nichtkönnen verkümmern; unter seinesgleichen wird selbst ein bescheidener Erfolg ihm eine Tat erscheinen und sein Selbstgefühl heben, das die Voraussetzung jeden Fortkommens ist. Etwas Aehnliches darf von der Charakterentwicklung gesagt werden. Unter lieblosen Klassenkameraden, die — Kinder sind nun einmal grausam! — in dem weniger befähigten Mitschüler nur eine bequeme Zielscheibe ihres Spottes sehen, wird ein solches Kind in eine Abwehrstellung getrieben, in der ihm schließlich die Bosheit als einzig geeignete Waffe zur Verteidigung erscheint und leicht zur Gewohnheit wird.

Reden Sie darum nicht von der Schande, die man Ihnen angetan hat, sondern versuchen Sie, die Maßnahmen der Schule als auf eine frohere Jugend und eine bessere Zukunft Ihres Kindes gerichtet zu erkennen. Glauben Sie auch nicht, daß nun aus Ihrem Jungen „gar nichts werden“ könne. Ein starker Arm und eine anständige Gesinnung werden immer geschätzt und sich den Lebensweg zu bahnen verstehen, und der Staat kümmert sich auch um das Fortkommen der Hilfsschüler; er wird auch ihre Kräfte für seine Sache am geeigneten Platze einsetzen. Es gibt unzählige Fälle, da Hilfsschüler zu lebenstüchtigen Menschen wurden, um so mehr, als oft die Kinder, die geistig mit der großen Menge nicht Schritt zu halten vermögen, einen Ausgleich in handbetonten Fähigkeiten besitzen.

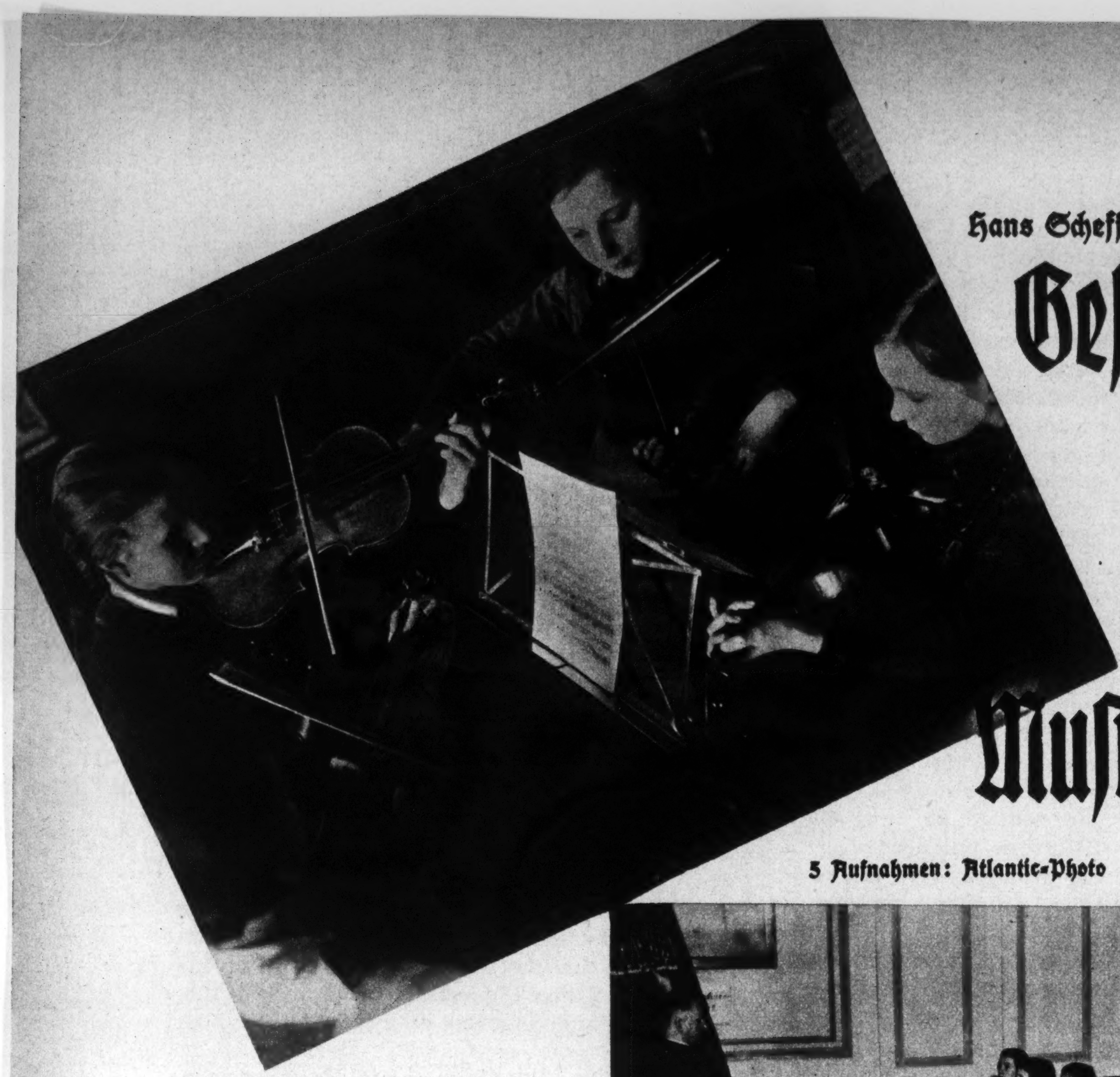
Es besteht die Möglichkeit, daß ein Hilfsschüler, der sich in den späteren Schuljahren wider Erwarten geistig entwickelt, wieder in die Normalschule zurückversetzt werden kann. Ich erkläre jedoch ausdrücklich, daß ich Ihnen diese Hoffnung nicht mache. Die Auswahl der Hilfsschüler erfolgt unter Berücksichtigung aller Momente, die ein z e i t w e i s e s Versagen eines Kindes als Grund für seine Ueberweisung in die Hilfsschule ausschließen. „Die Hilfsschule ist keine Nachhilfsschule, und sie verfolgt nicht das Bestreben, die ihr anvertrauten Kinder nach einiger Zeit in die Volksschule zurückzubringen.“ Dessen ist sich die Normalschule bewußt, und von ihrer Verantwortung erfüllt, urteilt sie doch nicht nach Gunst, sondern sie weiß, weshalb sie den von Ihnen genannten Tischlersjungen versetzt und die von Ihnen erwähnten weiteren Kandidaten für die Hilfsschule einstweilen noch in der Volksschule beläßt.

Sie haben deshalb keine Ursache, nach Gerechtigkeit zu schreien und ganz und gar keine, sich auf Ihr Elternrecht und den neuen Staat zu berufen. Die Schule ist der Treuhänder des Staates; die ihr anvertraute Jugend erzieht sie für diesen Staat, und über dem Elternrecht steht eisern die staatspolitische Notwendigkeit. Ich betone das mit aller Deutlichkeit, um Sie vor unüberlegten Schritten — Fernhalten des Jungen von der Schule usw. — zu bewahren.

Zum Schluß noch ein ganz ernstes Wort, das ich mir absichtlich bis zuletzt aufgespart habe: Was soll ich, was soll die Welt von e i n e r M u t t e r denken, die wegen eines vermeintlichen Unrechts, das man ihr zufügte, Selbstmordgedanken äußert?! Ich nehme an, das war nur ein Spiel mit Worten, allerdings ein recht unschönes, das zu keiner Mutter paßt, die gerade, weil sie ein hilfsbedürftiges Kind hat, doppelt lebenswichtig sein muß.

Heil Hitler!

Fr. Grönhag, Rektor.



Hans Scheffler:

Gesang-stunde oder Musikpflege?

5 Aufnahmen: Atlantic-Photo

Du, was haben wir nachher? — Gesangstunde! Bei Emil! Kannst Du den Text schon? — Den lerne ich, wenn Emil Noten paukt. Und um eins ist Konfirmandenstunde. Ich muß noch die Sprüche lernen. Er wird schon nichts merken. —

Mit diesen und ähnlichen Vorsätzen betraten wir die Aula. Man saß dort auf hochlehnigen Stühlen, und dem Umstand verdankte es der Herr Pfarrer, der anschließend seinen Unterricht hatte, daß das traditionelle Spruchgut immer noch ziemlich flüssig abgeleiert wurde. Hintere Sitzplätze waren, wie im Kino, sehr begehrt, und kaum füllte sich der Klassenraum je mit einer solchen Hast wie vor der Gesangstunde.

Wir lernten also! Wir bewiesen eine Konzentriertheit, die dem Lehrer eitel Freude bereitet hätte, wenn — ja, wenn Ort und Zeit nicht ein wenig unpassend gewählt worden wären.

Und vorn mühte sich Emil, unser Gesanglehrer, mit Wandernote, bunter Kreide und vielen großen Notentafeln, um uns in die Geheimnisse dieser recht abstrakten Schwarzkunst einzuweihen. Bis es zum Singen kam, war ein erheblicher Teil der Stunde verstrichen, und mit

Stimmbildungs- und Treffübungen hatte er zugleich soviel Unlust und Widerstand herangezüchtet, daß uns das Gähnen im Halse stak und wir andere Kurzweil suchten. Für meine Zensur im Betragen war der Gesangunterricht ausschlaggebend. Fröhlich singen lernte ich erst, als die Schule schon in weiter Ferne lag.

Wann haben Soldaten gern gesungen? Doch nicht etwa, sobald das Kommando hierzu ertönte! Ihr Lied wurde Ausdruck einer Stimmung, und dann erhielt es Farbe und Gehalt. Dann vermochten sie nachzuschaffen oder sogar, wie uns der große Krieg lehrte, selbst schöpferisch zu sein.

Ist es nicht auffallend, daß wir unsere Schullieder von ehemals fast restlos vergessen haben? Ich mühe mich vergeblich, mir eine geringe Zahl von Liedern ins Gedächtnis zu rufen, die wir einst lernten. „Was frag ich viel nach Geld und Gut" — „Jung Siegfried war ein stolzer Knab" — ja, das ist hängengeblieben. Aber wer singt es noch? Summt es der Handwerker bei seiner Arbeit? Schmettert es der Wanderer in die schöne Welt hinaus, die ihn mächtig bewegt? Gewiß ist die Auswahl des Liedgutes zu einem großen Teil schuld daran, und jede Zeit sucht die ihr eigene Ausdrucksform. Aber das aufbauende Moment war niemals vorhanden: Freude und Lust zum Singen schlechthin zu wecken, um zur Musik überhaupt in ein nahes, lebendiges Verhältnis treten zu können. Der uns angeborene Sinn für Klang und Rhythmus ließ sich selbst durch den stumpfsinnigsten Gesangunterricht nicht verdrängen, und nun gewann auf die Mehrzahl der Ungeschulten und Kritiklosen der Schlager seinen Einfluß.

Das mußte so kommen. Es gehört Musikerziehung dazu, um das Edle vom Kitsch nicht nur unterscheiden zu lernen, sondern diesen als wertlos und unwahr ablehnen zu können.

Der Gesangunterricht der alten Schule hat hier — mit wenigen Ausnahmen — versagt. Die gestrige Generation kann den traurigen Beweis dafür antreten. Musik ist kein Unterrichtsfach, sondern ein Erziehungsfaktor. Diese Erkenntnis steht als Leitsatz über dem Gesangunterricht unserer Zeit, der eben deshalb nicht mehr Gesangstunde sein kann, sondern zum Musikunterricht werden mußte. Es gilt, das Kind zu aktivieren, um zunächst einmal alle Kräfte herauszulocken, die in ihm aus rassischen Gegebenheiten schlummern. Der Deutsche ist nun einmal den Musen hold, und seine herbe und vorwärtsdrängende Art sucht nicht allein Ausdruck, sondern auch Ausgleich im Reiche der Töne.

Wir singen also! Wir singen zunächst, und dann erst schulen wir. Das Lied unserer Zeit steht im Mittelpunkt, und es gruppieren sich um dieses kämpferische Lied jene alten schlichten Weisen, deren tiefer Gehalt uns eingeht, wenn wir unverbildet und begeisterungsfähig geblieben sind. Man hat früher immer geglaubt, alte Volks-, Landsknechts- und Liebeslieder seien zu schwer für die Jugend, ganz abgesehen von der sittlichen Gefährdung, die man befürchtete, wenn nur das Wort „Liebe" oder „Buhle" im Text auftauchte. Man baute lieber nach sogenannten psychologischen Grundsätzen, die lebensfremd waren, Lieder zusammen, und pfropfte dieses Gemachte und nicht Gewachsene in die Kinder hinein. Man vergaß, die Jugend zu lehren, daß sie in sich hineinhorchen müsse, um das innere Mitklingen zu vernehmen.

Das Lied ist uns Heiligtum. Wir wissen, daß es, schlecht und an falscher Stelle gesungen, seines Wertes beraubt wird, und erziehen das Kind zur rechten Wertung. Wer singen will, muß hören lernen. Das ist schon richtig. Und wer sich dem Genuß des Singens anderer hingeben möchte, muß zuhören können. Unser Radiogerät daheim und in der Schule kann uns, recht verwendet, ein unübertrefflicher Lehrmeister werden. Ach, aber da kommt schon der Hinkefuß! Vater stellt nur zackige Märsche an, und Mutter hört doch so gern leichte Musik. Hier aber singt irgendwo eine Geige. Hörst Du ihre Stimme? Kannst Du Dich lösen von dem Nur-Gefälligen einer Tonfolge? Nein, Du vermagst es noch nicht! Wie denn? Das Schifferklavier ist Dir sympathischer? Oder Carmen Lahrmann mit ihren süßlichen Liedchen, die wie Zuckerguß auf einer Torte schmecken? — In unserem Ortsteil summen die Schulkinder das „holly wolly dudel dudel döh" auf den Straßen. — Wie wäre es denn mal mit einem Lied von Schumann? Was denkst Du Dir dabei? —

Ja, die arme Schule! Sie wollte sich vom Radio so viel Hilfe für die Musikerziehung holen, und nun ist es gerade zum Gegenteil ausgeschlagen. Warten wir also

noch damit, und schreiten wir zur Selbsthilfe. Unser Unterricht heißt ja nicht umsonst in den Lehrplänen „Musik“. Wie wär es mit einigen Blockflöten?

Und dann tritt der Lehrer als Werber für Musikunterricht auf. Das ist schwer, viel schwerer, als man glaubt. An einer Volksschule mit 300 Kindern haben gerade ein Mädchen und ein Junge Violinunterricht. Ehe sich Vater entschließen kann, eine billige Geige zu kaufen, beschafft er lieber neue Platten für das Grammophon. Aber nun kommen Jungvolk und HJ. zu Hilfe. Sie haben das gesunde Gefühl, daß man mit Radiomusik allein keinen Heimabend ausgestalten kann. Sie wollen sich selbst etwas schaffen, sich aus eigener Kraft eine Musikgruppe zusammenstellen. Und so entsteht Schritt für Schritt auch das Schulorchester. Jetzt fängt der Junge an zu üben, und wenn er früher auf die Geigenstunde schimpfte, dann holt er nun sein Instrument hervor, um den anderen zu zeigen, was er schon kann. Schaffensfreude! Das ist schon immer ein guter Anfang. Aus der Gesangstunde wird eine Musikstunde. Das Lied kommt dabei nicht zu kurz. Seine Melodie findet ihre Untermalung durch Instrumente. Und wo die Instrumente schweigen, da bleibt nicht kümmerlicher Singsang übrig, da jubelt die Melodie, die noch schöner klingen soll, als Geigen und Flöten. Und das Wunderbare: plötzlich ist kaum mehr jemand so unmusikalisch, daß er nicht irgendwie eingesetzt werden könnte und möchte. Das untätige Herumsitzen der „Brummer“ hat sein Ende. Wie oft haben wir es hören müssen: „Ich habe in der Schule nicht mitgesungen, ich bin ganz unmusikalisch“. Es gibt gottseidank nur eine Handvoll Menschen, die das von sich behaupten darf. Alle anderen sind Opfer eines falschen Musikunterrichts, der das Hinaufziehen, das Erziehen vergaß und zum toten Schema wurde.

Die im Text verstreuten Bilder zeigen die musikalische Arbeit an einer Berliner Gemeindeschule. Zugegeben, daß hier eine Erzieherpersönlichkeit von ungewöhnlichem Format und unerhörter Schaffenskraft wirkt. Es kann auch niemand fordern, daß nun an jeder deutschen Schule ein derartig ausgebauter Musikunterricht gepflegt werden müsse. Die wenig gegliederte Schule ist auf dem gleichen Wege mit einfacheren Mitteln. Vielleicht wird sie sogar ganz auf instrumentale Mitwirkung und Vertiefung Verzicht leisten müssen, ohne deshalb ihre musikerzieherischen Aufgaben zu vernachlässigen. Kein Mensch wird behaupten können, daß etwa das Durchschnittskind schon Verständnis für Beethoven und Bach habe. Wir können dieses Verstehen nur anbahnen, indem wir eine musikalische Gesinnung wecken und diese im Kinde verankern.

Es ist an sich ein Widerspruch, daß in einer Zeit intensivster Schulmusikpflege die Hausmusik so sehr im Schwinden begriffen ist. Wir wollen aber auch hier nicht vergessen, daß wir immer noch im Aufbau stehen. Mag das Radio vielen die Lust zu eigener Betätigung genommen haben, es bleibt auf jeden Fall ein Schrittmacher zur Hausmusik. — Ueberdies ist die Zeit nicht mehr fern, da manches alte, eingestaubte Instrument hervorgeholt und die junge Generation singen und spielen wird, weil sie an den Anfang nichts anderes zu setzen wünscht als: die Tat!

Verkehr und Schule

1311 Kinder und 7070 Erwachsene wurden im letzten Jahre durch Verkehrsunfälle getötet. Im gleichen Zeitraum wurden 19 815 Kinder und 153 973 Erwachsene verletzt. Ein großer Teil dieser Verletzten wird zeitlebens arbeitsunfähig und krank bleiben.

So verkündet von Jahr zu Jahr die unbarmherzige Statistik in nüchternen und unbestechlichen Zahlen das traurige Ergebnis leichtfertigen und unbedachten Handelns.

Was bedeutet das?

Das bedeutet, daß jahraus — jahrein eine Großstadt von mehr als 170 000 Menschen zu Krüppeln und Invaliden wird!

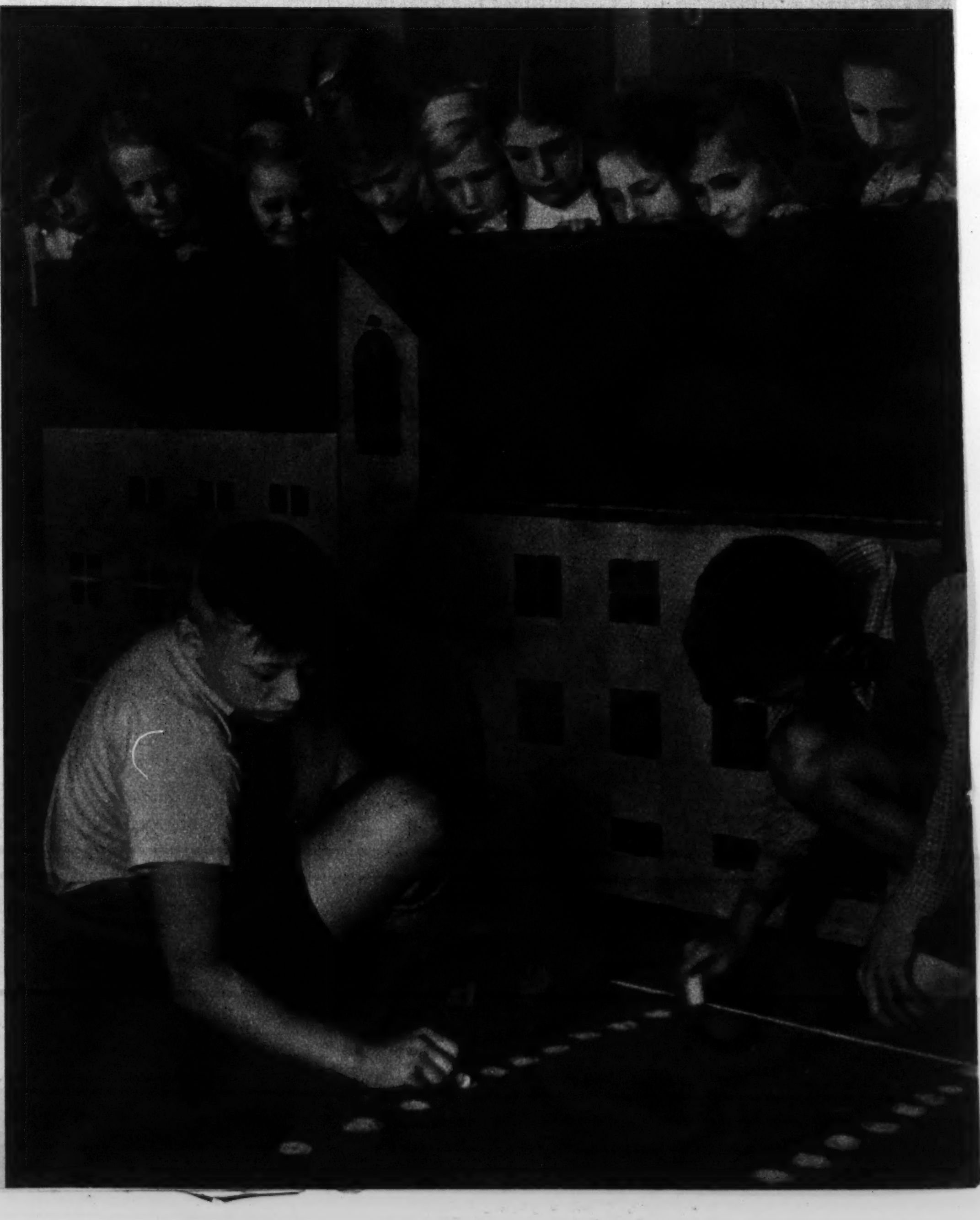
Das bedeutet, daß Jahr um Jahr eine Stadt von etwa 70 000 Menschen ihre Kinder dem Verkehr opfert!

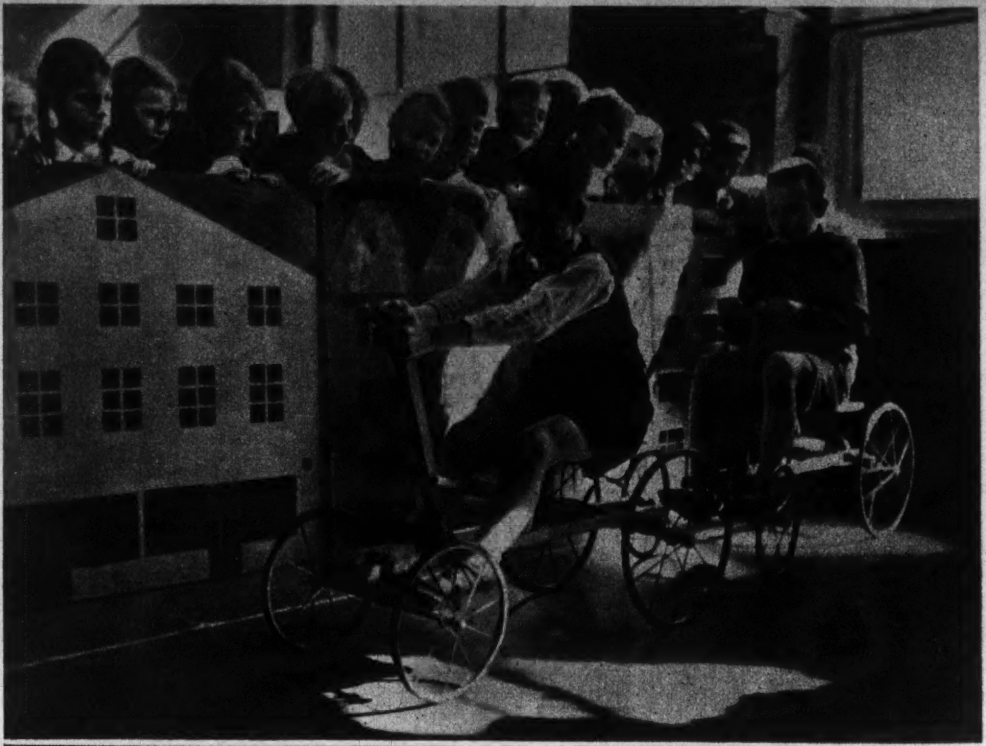
Das bedeutet, daß täglich mehr als 600 Menschen unter die Räder geraten!

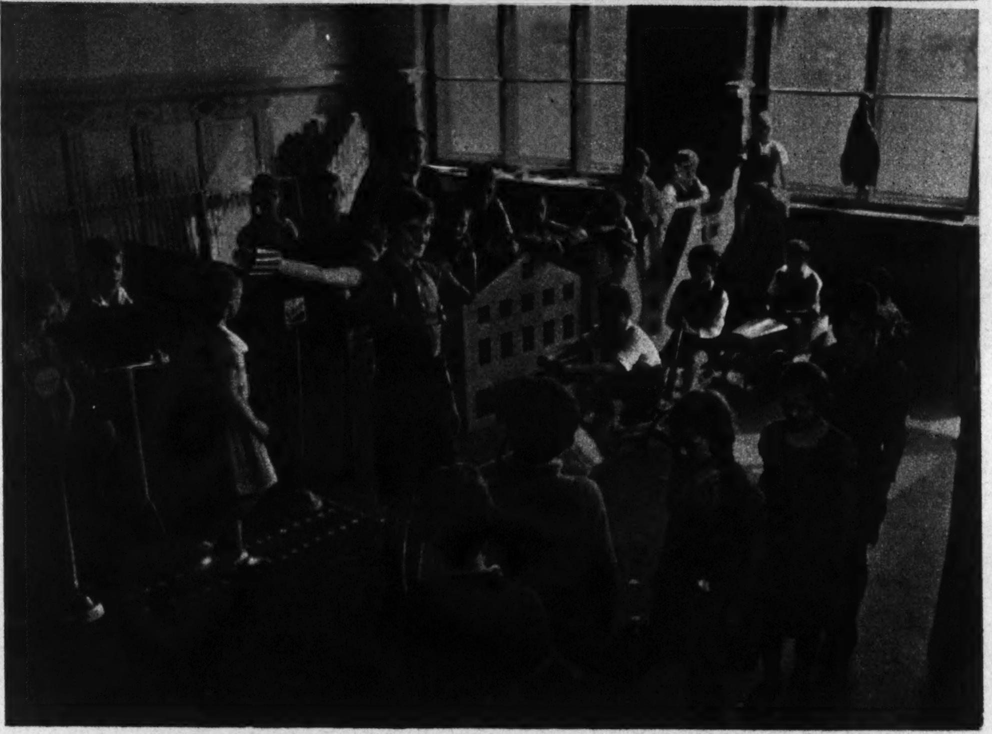
Täglich mehr als 600 blühende, gesunde, frische, fröhliche — und vor allem: lebenstüchtige Menschen!

— — — — — — — — — —

„Beachtet die Verkehrsvorschriften!" mahnt anschließend an einen solchen Bericht die Zeitung. „Verhütet Verkehrsunfälle! Haltet







Straßendisziplin!" mahnt es von Warnungstafeln und Anschlagsäulen.

„Beachtet die Verkehrsvorschriften!" Das ist eine Mahnung, die im Zeitalter der Motorisierung unseres Verkehrs nicht nur den Kraftfahrer und den Wagenlenker angeht, sondern auch den Radfahrer und nicht zuletzt den — Fußgänger. Gerade durch die beiden letzteren, so ist nachgewiesen, werden die meisten Unfälle verschuldet. Teils in der Großstadt, teils auf deren Ausfallstraßen. Und so ist die Mahnung: „Haltet Straßendisziplin!" letzlich an jeden Volksgenossen gerichtet. Darum muß der Versuch einer Erziehung zur Verkehrsdisziplin sich auf die Allgemeinheit erstrecken.

Das wissen die verantwortlichen Stellen längst: in Wort und Schrift, durch Bild und Film wird Schulungs- und Aufklärungsarbeit betrieben, abgesehen von der praktischen Tätigkeit der Verkehrspolizei, die nicht nur den Verkehr regelt, sondern die Verkehrssünder nach Art guter Pädagogen auf frischer Tat belehrt oder — wenn's sein muß — in Strafe nimmt.

Während des letzten Schuljahres haben allenthalben in den Schulen „Verkehrstage" stattgefunden. Da trat der gefürchtete Polizist oder Gendarm vor die Klassen, um als berufener Fachmann aus dem reichen Schatz seiner praktischen Erfahrungen zu den Problemen des modernen Verkehrs und über seine Gefahren zu sprechen. Und das waren schon Stunden, die sich nicht nur rein äußerlich aus dem Rahmen des täglichen Unterrichtsbetriebes heraushoben, sondern auch innerlich zu einem Erlebnis für die Jungen und Mädel wurden.

Aber es waren ja nur Stunden, flüchtige Stunden, deren Eindruck durch den Alltag schließlich verwischt wird. Erziehung aber ist Konsequenz, ist Stetigkeit, ist nicht Gelegenheitssache. Und so sind denn die Schulen, insbesondere natürlich die der Großstadt, auch von sich aus dem Verkehrsproblem nähergetreten: sie haben die Verkehrsdisziplin in ihren Lehrplan aufgenommen. Nicht erst seit gestern und heute. Nein, es gibt Schulen, die wegen ihrer vorbildlichen Verkehrserziehung schon seit Jahren geradezu berühmt sind.

Den Volksgenossen müssen die Verkehrsvorschriften in Fleisch und Blut übergehen, und bei der lernwilligen und aufnahmefähigen Jugend muß mit der Erziehung zur Verkehrsdisziplin begonnen werden — das ist der leitende Gedanke dieses Unterrichts, durch den die heutige Schule einmal wieder mehr beweist, wie sehr sie sich bemüht, lebensnah zu sein.

Es ist selbstverständlich, daß sie bei der Erteilung dieses Unterrichts es nicht bei der Vermittlung trockener Regeln und dem Hersagen papierener Vorschriften bewenden läßt. Das Beispiel am Objekt und die Weckung der Fähigkeit, die gewonnene Erkenntnis ins Praktische umzusetzen — Grundsätze des modernen Schulunterrichts schlechthin — sind auch für den Unterricht, der die Beherrschung der Verkehrsregeln und damit die Sicherheit des Verkehrs und die Verhütung von Verkehrsunfällen zum Ziel hat, richtunggebend.

Wie das im einzelnen geschehen kann, zeigt uns eine Bilderserie aus einer Münchener Volksschule. Vielleicht mag der eine oder der andere Leser, der an die strenge Linienführung seines eigenen Unterrichts zurückdenkt, zu den Bildern den Kopf schütteln. Er möge aber bedenken, daß ein Unterricht — und bediene er sich anscheinend auch des Spielzeuges — auf das Höchste gerichtet ist, das einem Staate innewohnt: auf die Erhaltung seiner Volksgesundheit und auf die Sicherheit des Lebens seiner Bewohner.

Johannes Otto.

4 Aufnahmen Otfried Schmidt (Hubmann-Weber)

Bilden! – nicht abrichten!

Von Dr. Anna Herde

Vor dem Fenster einer großen Musikalienhandlung stand eine gut gekleidete Frau mit ihrem Söhnchen, dessen winziger Gestalt man ansah, daß ihm noch mindestens zwei Jahre bis zum schulpflichtigen Alter fehlten. Die Mutter wies nacheinander auf die im Schaufenster aufgestellten Büsten und fragte: „Wer ist das?" — „Das ist Mozart", . . . „Bach", . . . „Wagner" . . . „Beethoven", antwortete der Knirps jedesmal ohne Zögern ganz richtig. Mit wohlgefälligem Lächeln beobachtete die Mutter, wie sehr alle Umstehenden darüber staunten, daß ihr Kleiner schon so viel „wußte".

Aber was wußte dieses Kind denn wirklich? Man kann Tiere bekanntlich abrichten, weil sie ein Erinnerungsvermögen besitzen. Ein Hund lernt „Männchen machen"; denn infolge wiederholter Erfahrung bleibt es ihm im Gedächtnis haften, daß er dann einen Bissen zugeworfen bekommt, wenn er sich auf die Hinterbeine erhebt. Einen sinnvollen Zusammenhang zwischen diesem Tun und der gespendeten Nahrung erfaßt er damit nicht, ebenso wie Papageien, denen man sogar das „Sprechen" beibringt, wohl wortähnliche Laute hervorbringen, ohne daß diese Tiere damit etwa Gedanken ausdrücken. Genau so kann man auch Kinder, sobald sie imstande sind, Silben richtig nachzureden, auf Grund ihres Erinnerungsvermögens dahin a b r i c h t e n, jedesmal, wenn ihnen ein Bild oder ein Gegenstand gezeigt wird, das Wort zu sagen, mit dem wir Erwachsenen das Gesehene bezeichnen.

B i l d e n dagegen ist etwas ganz anderes, ist eine f o r m e n d e Tätigkeit. Das „abgerichtete" Kind lernt nur äußere Zusammenhänge gedächtnismäßig festhalten. Ein unbeeinflußtes dreijähriges Kind, das eine Eisenbahn abfahren sah und dann später schnaufend, mit vor- und rückwärts gestoßenen Aermchen im Zimmer hin- und herläuft, um es der Lokomotive nachzutun, bildet sich dabei in einer seinem Alter entsprechenden Weise. Es kann ein Erlebnis noch nicht verstandesmäßig verarbeiten, indem es etwa darüber nachdächte, wie wohl die Lokomotive eingerichtet sein muß, um einen ganzen Zug ziehen zu können. Es nimmt das Wahrgenommene völlig unkritisch in seine Vorstellungswelt auf, benutzt dazu seine Einbildungskraft und seinen Nachahmungstrieb. Diese beiden Seelenbetätigungen sind gewissermaßen die Vorschule des prüfenden Verstandes und helfen, ihn zu entwickeln. Mit ihrer Hilfe setzt sich das Kleinkind in Beziehung zu dem Erlebnis, macht sich selber zum schnaubenden, davonsausenden Dampfroß und beginnt dabei etwas von den Zusammenhängen zwischen Anstrengung und Tüchtigkeit zu ahnen. Wenn jetzt der Vater dazuspringt, an dem Spiel teilnimmt, noch viel kräftiger schnauft, die Arme in weiter ausholenden Stößen vor- und rückwärts schleudert, auf seinen längeren Beinen schneller im Zimmer hin- und herläuft, hat er mehr für die Bildung seines Kindes getan als jene Mutter vor dem Schaufenster. Denn jetzt wird in dem kleinen Wesen ein Begreifen aufdämmern, daß Kraft und Können immer mehr zunehmen, je größer man wird.

Eine musikalische Tante spielte in meiner Kindheit oft ein Klavierstück vor: die Jagd. Sie erzählte dabei: jetzt versammeln sich die Jäger, jetzt laufen die Hunde herzu; nun wird auf den Pferden geritten, das Hifthorn tönt, jetzt kommen die Vogelstimmen des Waldes usw. Alles dies war hier durch Rhytmus und Klang dargestellt. Dabei wurde es mir deutlich, daß die Musik etwas ausdrückt, etwas, das ich mir wie in einem Bilde vorstellen konnte. Freude an der Kunst der Töne wird im kleinen Kinde zunächst durch Stücke mit stark ausgeprägtem Rhythmus geweckt, bei denen es sogar durch Körperbewegungen mitmirken kann, z. B. durch Marsch- und Tanzlieder. Jedes wirkliche Genießen und Verstehen einer Kunst beruht immer nur auf einer gewissen Fähigkeit des Miterlebens. Wie freut sich ein Kleines, wenn die Mutter am Klavier eins seiner Fingerchen nimmt und dies auf den Tasten hin- und herhüpfen läßt, so daß eine richtige Melodie herauskommt! Vor Vier- und Fünfjährigen schlägt man Töne und Akkorde an und fragt, ob das ein fröhlicher oder ein trauriger Laut ist. Kann es ohne Quälerei für die Mitmenschen geschehen, lasse man ein Kind auch hie und da nach eigenem Ermessen ein bißchen klimpern, damit es Töne suchen lernt. Wenn es etwas von der Welt der Klänge begriffen und sich an ihnen freuen gelernt hat, kann man auch anfangen, von den großen Meistern zu erzählen, die ganz für die Musik gelebt, aus Liebe zu ihr gedarbt und gelitten haben. Erst dann hat es Sinn, auch ihre Namen dem Gedächtnis einzuprägen und Bilder und Büsten von ihnen zu zeigen.

Man entrüste sich nicht, wenn ein Kind einen schönen weißen Bogen erwischt und ihn vollgekritzelt hat! Ob das, was die Erwachsenen auf solch ein Papier setzen, immer so viel wertvoller ist? Wenn ein paar wüste, kreis- und ellipsenartige, ineinandergeschlungene Linien einen Menschen oder ein Tier darstellen sollen, einen Wald oder ein Haus hat das Kind eben versucht, sich auf die seinem Alter entsprechende Art mit dem, was seine Augen beobachtet haben, auseinanderzusetzen. Es lernt dabei, es bildet seinen Formensinn und die für das ganze spätere Leben und in jedem Berufe so wichtige Beobachtungsgabe. Grundverkehrt ist es, über solche Machwerke zu lachen und zu sagen, das wäre aber „nicht zu erkennen". Je ernsthafter die Erwachsenen zustimmen, daß diese Gebilde wirklich das sind, was sie sein sollen, desto mehr wird das Kind gefördert. Können Vater oder Mutter mit ein paar Strichen richtig dargestellte Menschen oder Tiere daneben zeichnen, so ist das sehr nützlich, weil es dazu an-

regt, Formen und Größenverhältnisse besser zu beobachten und entsprechender nachzubilden. Jedoch darf das Kind dadurch nicht den entmutigenden Eindruck gewinnen, daß die eigenen Zeichnungen nichts taugen. Zuvieles Verbessern und Belehren schadet, weil es die Freude stört. Das Kind braucht ja in diesem Alter noch nicht richtig zeichnen zu lernen. Ob wirklich eine künstlerische Anlage vorhanden ist, entscheidet sich erst viel, viel später. Es soll zunächst nur die Möglichkeit haben, dem Ausdruck zu geben, was die Einbildungskraft in der Seele gestaltet, und so seine inneren Erlebnisse zu verarbeiten. Daher muß es Papier, Blei- und Buntstifte, vielleicht auch eine Schiefertafel zur Verfügung haben, und irgendwelchen Klebstoff. Im gleichen Sinne bildend wirkt der Sandhaufen auf die ganz Kleinen, der Baukasten auf die etwas Größeren, das Papier, aus dem Figuren geschnitten werden. Kurz, alles Spielzeug, das nichts Fertiges darstellt, sondern aus dem etwas gemacht werden soll.

Man lächelt oft wohl mitleidig über die armen Stadtkinder, die Blumen, Bäume und Getreidearten nicht nach ihren Namen zu benennen wissen. Darum haben es manche Eltern auch sehr eilig, den Kleinen auf Spaziergängen einzuschärfen: dies ist eine Eiche, das eine Buche, hier wächst Hafer, dort Roggen, dort Weizen. Aber ist nicht das Kind gebildeter, das statt dessen weiß: aus diesem Korn macht der Bäcker das weiße Brot, aus jenem das graue und schwarze, oder das hier frißt das Pferd? Selbstverständlich soll man die Namen der Pflanzen und Tiere nennen, wenn es nach ihnen fragt, aber nicht ärgerlich werden, wenn sie schnell wieder vergessen sind. Ein Kind will vor allem wissen, w o z u etwas da ist, was es tut oder was mit ihm getan wird. Bei ihm bildet Fühlen, Denken und Wollen eine viel stärkere Einheit als beim Erwachsenen. Darum stattet seine Einbildungskraft Tiere, Pflanzen und sogar leblose Gegenstände mit menschlichen Eigenschaften aus, und deshalb vermag es ihnen gegenüber Liebe, Abneigung und sogar Haß in einer fast übersteigerten Weise zu empfinden. Es ist darum nicht ratsam, kleine Kinder schon über den Unterschied von „nützlichen" und „schädlichen" Tieren zu belehren und sie gar noch anzuhalten, solche zu vernichten. Das kann Rachsucht und den Hang zu Tierquälereien wecken. Ein Kind soll seine Umwelt noch nicht vom Standpunkt des Erwachsenen ansehen lernen; denn zu häufiges Betonen des Nutzens irgendwelcher Naturdinge führt zu einer kalten, ichsüchtigen Betrachtungsweise. Zu einem warmherzigen, frohgemuten Menschen aber wird das Kind herangebildet, das im frühen Alter angeleitet wurde, die Natur und die ganze Umwelt daheim mit Märchenaugen zu schauen. Da werden die Kochlöffel, Besen, Kessel lebendig und reden miteinander. Sie gewinnen ihren Platz im liebendem Herzen des Kindes, und so wird der Grund zur Freude an werktätiger Arbeit gelegt. Tiere und Pflanzen erleben abenteuerliche Schicksale. Steinlöcher und Waldesgründe bergen zauberhafte Geheimnisse. Draußen in der Natur, in wunderlich geschnörkelten Baumstämmen und Weidenstümpfen, in einer dicken Kröte, die unter einem Steine sitzt, in funkelnden Tautropfen und lustigen Grashüpfern entdeckt das Kind dann etwas, was im Märchen vorkam. So wird seine innere Welt lebendig und vielgestaltig. Es kommt nicht darauf an, kleine Kinder möglichst weit in immer andere Gegenden zu führen, damit sie „viel sehen". Die elterliche Wohnung, ein Spielplatz, Garten, Wiese und ein nahes Stück Park oder Wald bieten immer wieder eine solche Fülle von Eindrücken, daß ein kleines Kind jeden Tag wieder übergenug zu verarbeiten findet.

Ich kannte ein Großelternpaar, das wanderte an Wintertagen hinaus in den verschneiten Wald, dorthin, wo der Schnee seinen Mantel über winzige Tannenschößlinge und niedriges Gestrüpp breitete. Da wies die Großmutter beglückt auf die kleinen, weißen Männer, die dort zu stehn schienen und sagte: „O schau', da ist ein Gnom . . . da sind Schneewittchens Zwerge!" . . . Ist es nicht schöner, noch im Alter den deutschen Wald so erleben zu können, als die Namen aller Geschöpfe, mit sämtlichen Gattungen und Unterarten auswendig zu wissen?

Aufnahme:
A. Stubenrauch

Hilfe bei der Schularbeit

O, diese vielen Fehler!

Von Edmund Fischer

Wie vielen Eltern mag dieser Ausruf schon entfahren sein, wenn sie sich einmal die Zeit nahmen, das Tagebuch oder das Diktatheft ihres Kindes durchzublättern. Viele Strafpredigten hat manches Kind deswegen über sich ergehen lassen müssen. Manche Angriffe hat auch die Schule schon erdulden müssen von Eltern oder Berufsorganisationen, die die mangelhaften Rechtschreibleistungen zahlreicher Schulentlassenen auf das Schuldkonto des Unterrichts und der Lehrer setzt. Mag nun auch in einzelnen Fällen einmal die Unaufmerksamkeit oder die Faulheit des Schülers oder eine Vernachlässigung des Rechtschreibunterrichts zugunsten anderer Zweige des Deutschunterrichts einen Teil der Schuld an den mangelhaften Rechtschreibleistungen tragen, so ist doch erwiesen, daß die Eigenart der deutschen Rechtschreibung ihre Erlernung und sichere Beherrschung stark erschwert. Zur Begründung unserer Behauptung seien ganz kurz nur folgende Tatsachen angeführt:

Den 40 Lauten der deutschen Sprache stehen über 90 Lautzeichen (Buchstaben oder Buchstabenverbindungen) gegenüber, so daß die Mehrzahl der deutschen Wörter rechtschriftlich mehrdeutig ist. Hinwiederum haben wir für ganz verschiedene Laute in einigen Fällen nur einen Buchstaben. Insbesondere wird aber in unserer Rechtschreibung weder die Kürzung noch die Dehnung der Selbstlaute gleichmäßig bezeichnet. Denn die Kürze- oder Dehnungsbezeichnung ist in fast ebenso vielen Wörtern vorhanden, wie sie in den anderen fehlt. Hinzu kommen schließlich noch die vielen Schwierigkeiten der Groß- und Kleinschreibung.

Aus diesen Gründen kann unsere Rechtschreibung nur durch vieles Ueben, insbesondere durch eine Schulung des Auges mittels reichlicher Abschreibübungen und durch eine Schulung des Ohrs mittels reichlicher Diktate und nicht zuletzt durch eine Gewöhnung des Kindes an den Gebrauch eines guten Sprachwörterbuchs (z. B. des „Kleinen Duden") erlernt werden. Den Kindern muß also reichlich Gelegenheit gegeben werden, viele und namentlich die schwierigen Wörter oft anzusehen (und abzuschreiben). Das ist eine im großen und ganzen trockene und bei Eltern und Kindern wenig beliebte Angelegenheit. Sie schmackhafter und interessanter zu machen, dazu mögen die im folgenden beschriebenen Rechtschreibspiele dienen, die selbstverständlich erst in dem Augenblick an das Kind herangebracht werden dürfen, in dem die in den Spielen geübte Rechtschreibschwierigkeit in der Schule behandelt worden ist.

Zunächst bringen wir einige Spiele für Kinder des 3. und 4. Schuljahres. Als erstes nennen wir das *Wortgruppenquartett*, das auf 60 Karten (15 Serien zu 4 Karten) 240 verschiedene Wörter enthält, *beliebig weiter ausgebaut werden kann* und sich auf sehr verschiedene Weise auswerten läßt. Wie eine Serie von Karten zu gestalten ist, mag die Abbildung 1 zeigen. Die 15 Serien

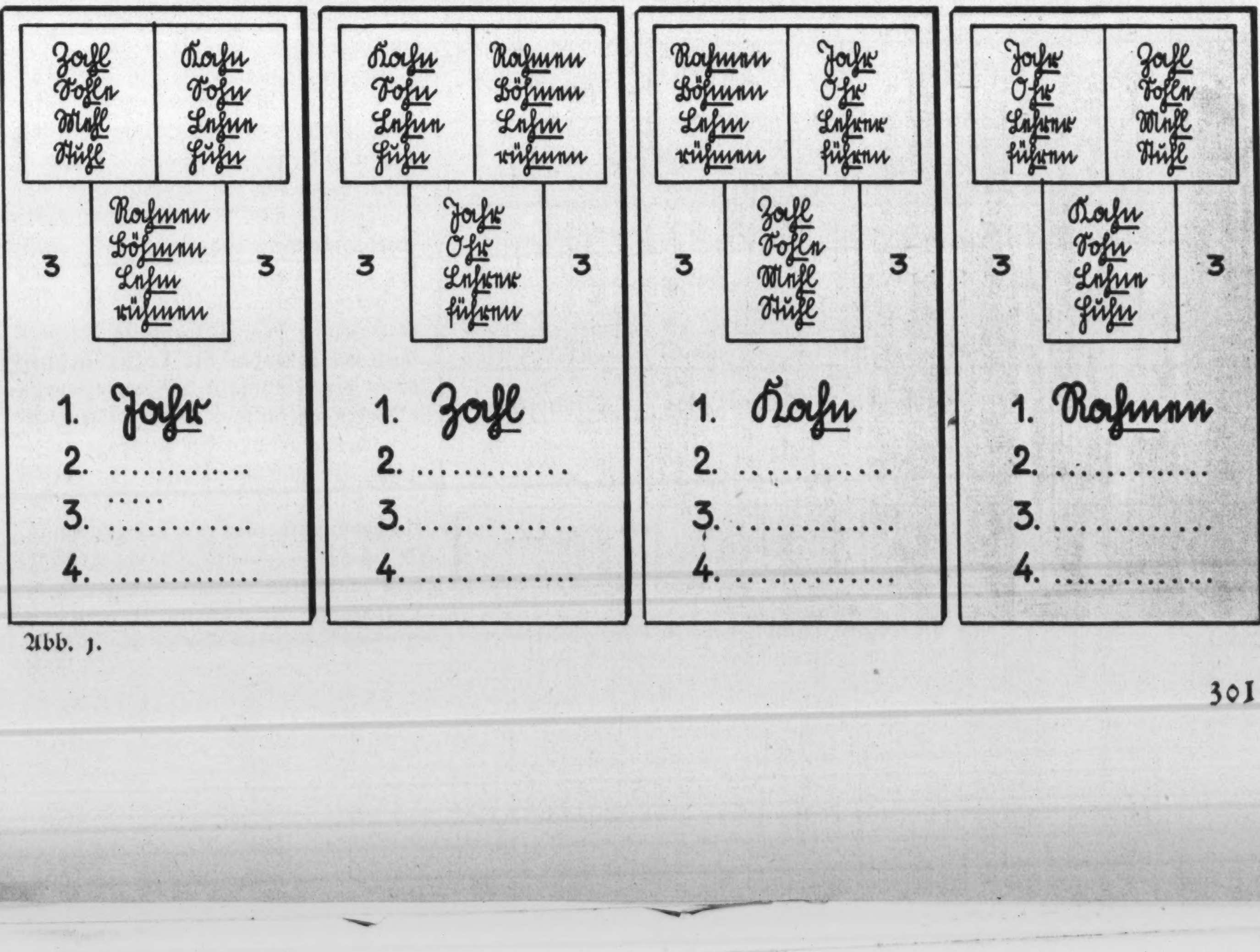


Abb. 1.

enthalten im einzelnen Gruppen zu je 4 Wörtern mit folgenden Rechtschreibfällen:

1. nn, mm, ll, tt (Beispiele: Kanne, Hammer, stellen, Wetter).
2. rr, ff, ss, pp (klirren, Affe, Wasser, Puppe).
3. hl, hn, hm, hr (siehe Abbildung!).
4. ck, lk, rk, nk (Decke Balken, Werk, Winkel).
5. tz, rz, lz, nz (Katze, Harz, Pilz, Kranz).
6. z, k, s, ß (Weizen, Schaukel, Gas, Fuß).
7. ie, eu, äu, ai (Schiene, Scheune, schäumen, Mais).
8. d, nd, md, rd (Rad, Bund, Hemd, Pferd).
9. t, nt, mt, rt (Saat, bunt, Samt, hart).
10. x, chs, ks, cks (Hexe, Fuchs, Koks, Klecks).
11. bar, haft, los, sam (wunderbar, nahrhaft, furchtlos, kleidsam).
12. ig, (l)ig, lich, isch (fleißig, ölig, freundlich, völkisch).
13. ig, ich, icht, schaft (Käfig, Teppich, Dickicht, Feindschaft).
14. heit, tum, nis, sal (Freiheit, Volkstum, Hindernis, Mühsal).
15. in, ine, al, ion (Berlin, Rosine, Lineal, Nation).

Folgende Spiel- und Anwendungsmöglichkeiten sind vorhanden:

1. Es wird nur mit den ersten 10 Serien gespielt, und zwar nach den üblichen Quartettspielregeln. Wer eine bestimmte Quartettkarte haben will, nennt das erste Wort der gesuchten Karte und die Seriennummer dazu. Hat der gefragte Mitspieler die gewünschte Karte, so nennt er einzeln nacheinander die übrigen drei Wörter der betreffenden Wortgruppe und läßt sie von dem fragenden Kinde buchstabieren. Nur wenn dieses die Wörter fehlerfrei zu buchstabieren vermag, erhält es die gesuchte Karte. Im anderen Falle berichtigt der gefragte Mitspieler die Fehler, darf aber die Karte behalten, bis die Reihe wieder an ihm ist.

2. Wie bei 1. Es wird jedoch mit allen 15 Serien gespielt. Erst vom 4. oder 5. Schuljahr an zweckmäßig.

3. Unter Aufsicht der Eltern oder älterer Geschwister muß sich jedes mitspielende Kind eine Quartettkarte ziehen und die darauf verzeichneten Wortgruppen durch passende Wortbeispiele ergänzen. Jedes richtig gewählte und richtig geschriebene Wort wird mit einem Punkt bewertet. Sieger ist, wer die meisten Punkte erzielt.

4. Wie bei 3. Es darf jedoch ein Sprachwörterbuch zum Suchen der Wörter benutzt werden. Erst vom 5. Schuljahr an möglich.

5. Eine Anwendungsmöglichkeit der Quartettkarten ergibt sich bei Fehlern, die das Kind im Tagebuch oder in guten Arbeiten gemacht hat. Man läßt dann das Kind nicht nur das falsch geschriebene Wort berichtigen, sondern überdies die einschlägige(n) Wortgruppe(n) auf den Quartettkarten suchen und mehrmals abschreiben.

Viele Kinder vergessen immer wieder, darauf zu achten, ob ein Wort kurz oder gedehnt gesprochen wird, und die entsprechenden rechtschriftlichen Folgerungen daraus zu ziehen. Hier vermag das Rechtschreib-lotto „Kurz oder lang?“ zu helfen. Das Spiel kann mit 6—8 Lottokarten gespielt werden. Jeder Spieler erhält je nach der Zahl der Mitspielenden 1 oder 2 Lottokarten. Abb. 2 zeigt eine solche Karte. Die leeren Felder sind für die Lottoplättchen bestimmt. Wem nicht selbst weiteres passendes Wortmaterial zur Verfügung steht, den verweisen wir auf unser Buch „Natürlicher Rechtschreibunterricht“ (Verlag Beltz, Langensalza), das auch sonst den Eltern viel Uebungsmaterial für zusätzliche häusliche Uebungen bei rechtschreibschwachen Kindern an die Hand gibt. Das Spiel selbst nimmt folgenden Verlauf. Reihum hebt jeder Spieler ein Lottoplättchen auf und liest das darauf geschriebene Wort laut und deutlich vor. Wer das klangverwandte Wort auf seiner Lottokarte findet, meldet sich. Er erhält das Plättchen aber erst, nachdem er richtig angegeben hat, ob das vorgelesene (aber von ihm nicht gesehene) Wort lang oder kurz gesprochen und wie es geschrieben wird. Im anderen Falle wird der Fehler berichtigt, das Plättchen aber beiseite gelegt. Sieger ist, wer auf seinen Lottokarten die meisten freien Felder besetzt oder die Karten zuerst gefüllt hat.

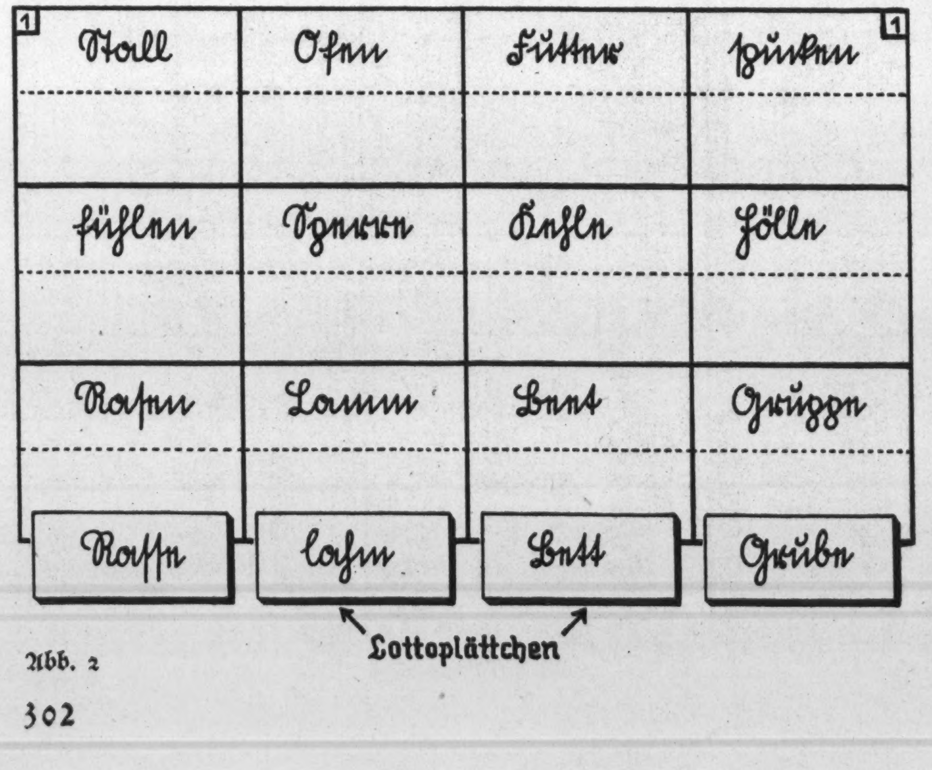


Abb. 2

Besondere Schwierigkeiten bereiten die Auseinanderhaltung und Veränderungen der verschiedenen S-Lautzeichen. Das einschlägige Lernspiel ist das „S“-Lotto. Eine Lottokarte ist unter 3 abgebildet. Weitere Wortbeispiele lassen sich leicht finden (Duden!). Der Spielverlauf ähnelt dem des vorigen Spiels. Wer das gewünschte Lottoplättchen erhalten will, muß die Schreibweise des betreffenden Wortes richtig angeben können. Zur Gestaltung des Lottospiels sei nur noch bemerkt, daß die Lottoplättchen dann die Mehrzahl des betreffenden Wortes enthalten, wenn dieses auf der Lottokarte in der Einzahl angegeben ist, und umgekehrt. In einzelnen Fällen lassen sich auch die Verkleinerungsformen gut verwenden (z. B. Hase — Häschen). Es genügt, daß man für jeden Spieler eine Lottokarte zusammenstellt und die Karten bei jedem Spiele wechselt.

Abb. 3

Wer die sprachlichen Uebungshefte seines Kindes aufmerksam durchblättert, wird den Stoff noch zu manchem anderen rechtschriftlichen Lernspiel finden. So kann er beispielsweise die gleichklingenden, aber hinsichtlich der Schreibweise und Bedeutung verschiedenen Wörter (Seite — Saite, Moor — Mohr, Rhein — Rain u. v. a.) nach dem Muster der oben beschriebenen Spiele in ein „Wortpaar-Lotto" einbauen oder die Glieder zahlreicher hinsichtlich der Rechtschreibung schwieriger Wortfamilien in ein weiteres „Wortfamilienquartett" (vgl. Heft 5 der „Reichs-Elternwarte"!) einarbeiten. Der Uebungswert all dieser Spiele bleibt weit hinter dem Wert und der lebenspraktischen Bedeutung des im folgenden beschriebenen Wettsuchens von Wörtern, eines bei Kindern besonders beliebten Lern- und Wettspiels, zurück. Damit ihr, liebe Eltern, verstehen lernt, warum gerade diesem Rechtschreibspiel ein so hoher Uebungs- und lebenspraktischer Wert zukommt, müssen wir etwas weiter ausholen. War das Schulideal der Vorkriegszeit die Lernschule und das der Nachkriegszeit die Arbeitsschule, so fordert der nationalsozialistische Staat die Leistungsschule. Hinsichtlich der Beherrschung der Rechtschreibung erzieht man das Kind nun zu „echten" Leistungen, wenn man es nicht so viele Wörter und Regeln wie irgendmöglich erlernen oder erarbeiten läßt, sondern wenn man es ein Hilfsmittel kennen, schätzen und benützen lehrt, das ihm die selbständige Lösung jeder Rechtschreibaufgabe im späteren Leben ermöglicht. Dieses Hilfsmittel ist das Sprachwörterbuch. Und wie das Kind in der Schule bereits von vielen Lehrern systematisch in dem Gebrauch eines solchen Wörterbuchs unterwiesen wird, so sollten auch die Eltern ihr Kind nicht nur bei Aufsätzen u. ä. zu dessen steter Benutzung anhalten, sondern es auch recht oft mit anderen Kindern zusammen um die Wette Wörter daraus suchen lassen. Wenn die Eltern dabei das in der Schule eingeführte Wörterbuch oder den als „Reichsschulwörterbuch" immer stärkere Verbreitung findenden, äußerst preiswerten „Kleinen Duden" (1,50 RM.) benutzen lassen, so erreichen sie, daß ihr Kind recht bald mit diesem unentbehrlichen Hilfsmittel vertraut wird und es schätzen lernt. Damit der Heranwachsende die alphabetische Anordnung der Wörter übersehen lernt, mag dem Wettsuchen das „Wörterordnen" in Wettspielform vorausgehen. Die Kinder bekommen einen Zettel mit etwa 10—12 Wörtern (Abb. 4), die sie alphabetisch ordnen müssen (Abb. 5). Wer zuerst fertig ist, erhält einen Punkt, der zweite zwei Punkte usw. Für jedes falsch eingeordnete Wort kommt ein Punkt hinzu. Sieger ist, wer die wenigsten Punkte hat. Das Spiel kann später dadurch schwieriger gestaltet werden, daß man Wörter mit dem gleichen Anfangsbuchstaben ordnen läßt, z. B. die Wörter Kasten, Krug, Küche, Kleiderschrank, Kommode, Kiste usw. Die Kindgemäßheit dieses Spiels zeigt sich darin, daß die Kinder es genau so wenig satt bekommen wie später das Wettsuchen von Wörtern aus dem Wörterbuch. Letzteres geht ganz einfach vor sich: reihum nennt jedes Kind ein beliebiges Wort aus einem vorher verabredeten Sachgebiet; wer das genannte Wort zuerst findet, bekommt einen Punkt. Wer von 25 Wörtern die meisten gefunden hat, ist Sieger. Später wird man das Suchen insofern schwieriger gestalten, als eine am Spiel nicht beteiligte Person aus dem Wörterbuch nur solche Wörter heraussucht und von den Kindern suchen läßt, die nicht als „Stichwörter" an erster Stelle, sondern als mit einem Stichwort verwandte Wörter hinter diesem stehen. Die Schwierigkeit dieser Spielabwandlung besteht darin, daß sich die Kinder in jedem einzelnen Falle überlegen müssen, bei welchem stammverwandten Stichwort das zu suchende Wort stehen könnte (z. B. Enttäuschung bei enttäuschen).

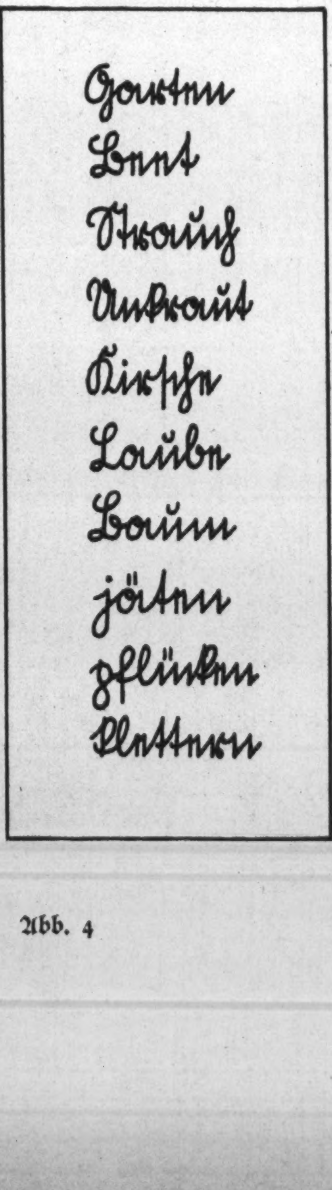


Abb. 4

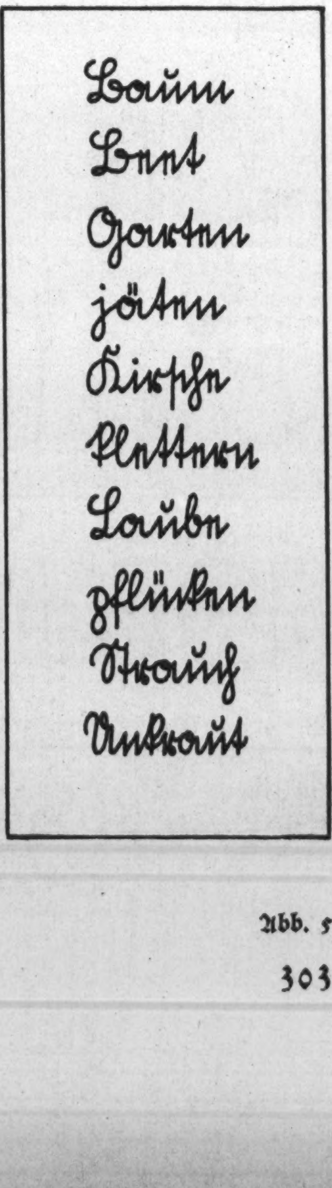


Abb. 5

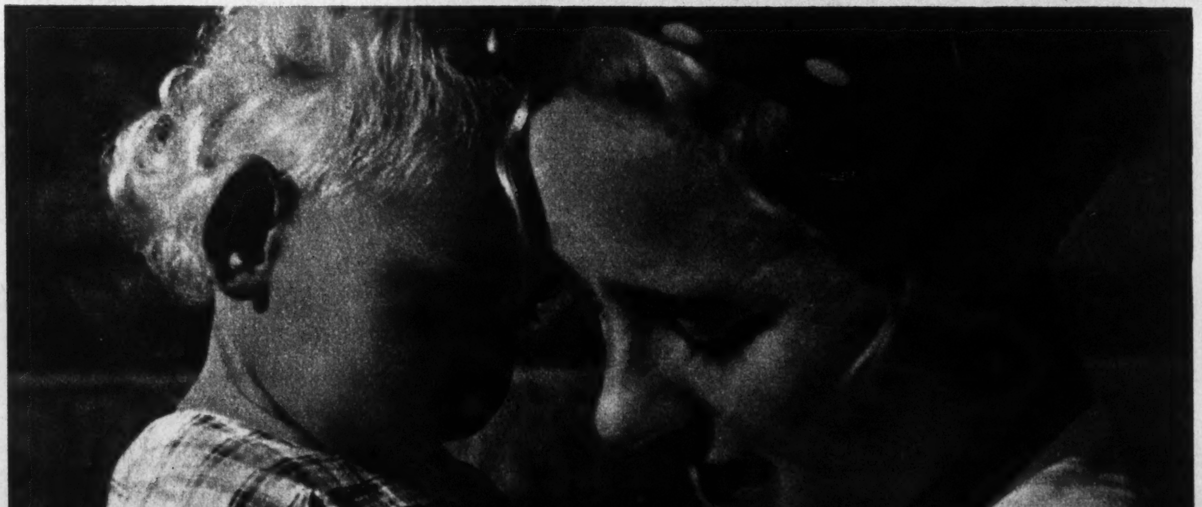
Jede deutsche Mutter bezeichnet jene Stunde als das größte Glück ihres Lebens, da ihr Kind sie zum ersten Male anschaut und mit einem Lächeln kundtut: Ich erkenne Dich Mutter! – Unsere Bilderreihe darf als ein kleines Meisterwerk nicht allein der Bildkunst sondern auch der seelischen Beobachtung bezeichnet werden. Die Schwingungen und Regungen einer jungen Seele liegen ja oft so klar vor uns, daß man zu glauben vermeint, man habe dem Kinde bis in die letzten Tiefen seiner Seele geschaut. Wir wissen, daß das ein Irrtum ist, und nur

Die Seele Deines Kindes

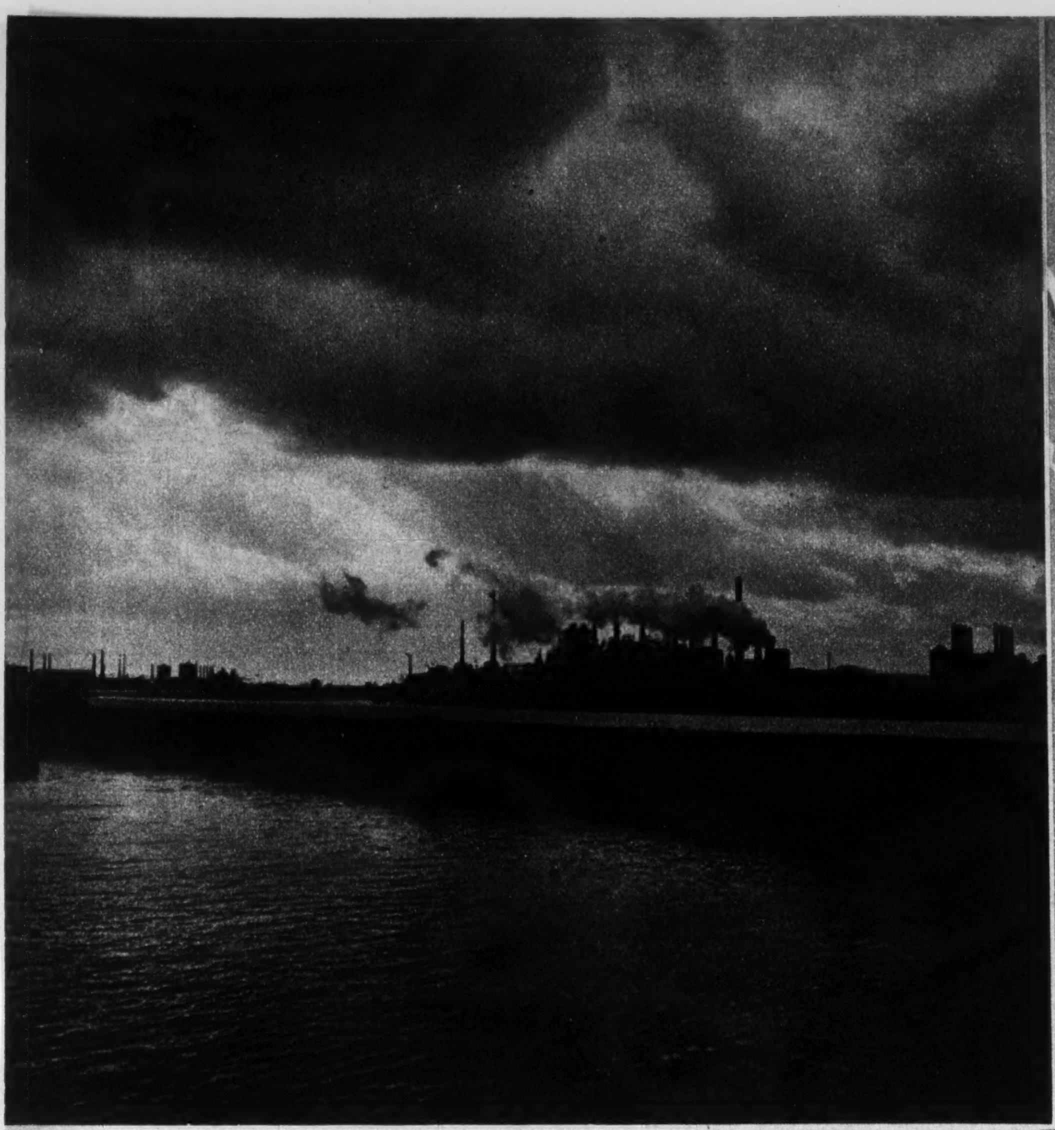
vielleicht die Mutter alleine die letzten Dinge um ihr Kind ergründen kann. Was heißt Gut und Böse, wenn man die Hintergründe nicht erkennt! Solange das Kind noch aus dem einfachen Instinkt heraus handelt, liegt in Wahrheit das Kinderherz zwar offen vor uns, sobald aber der Geist erwacht und die Seele lebend wird, mag man nur als Beobachter Feststellungen, nicht aber letzte Schlüsse ziehen. So geben wir denn die nebenstehende Bildreihe ohne Kommentar Euch Eltern ins Haus. Erschaut, was Christinchen erlebt und wißt, die Seele auch Eures Kindes spricht aus diesen Bildern.

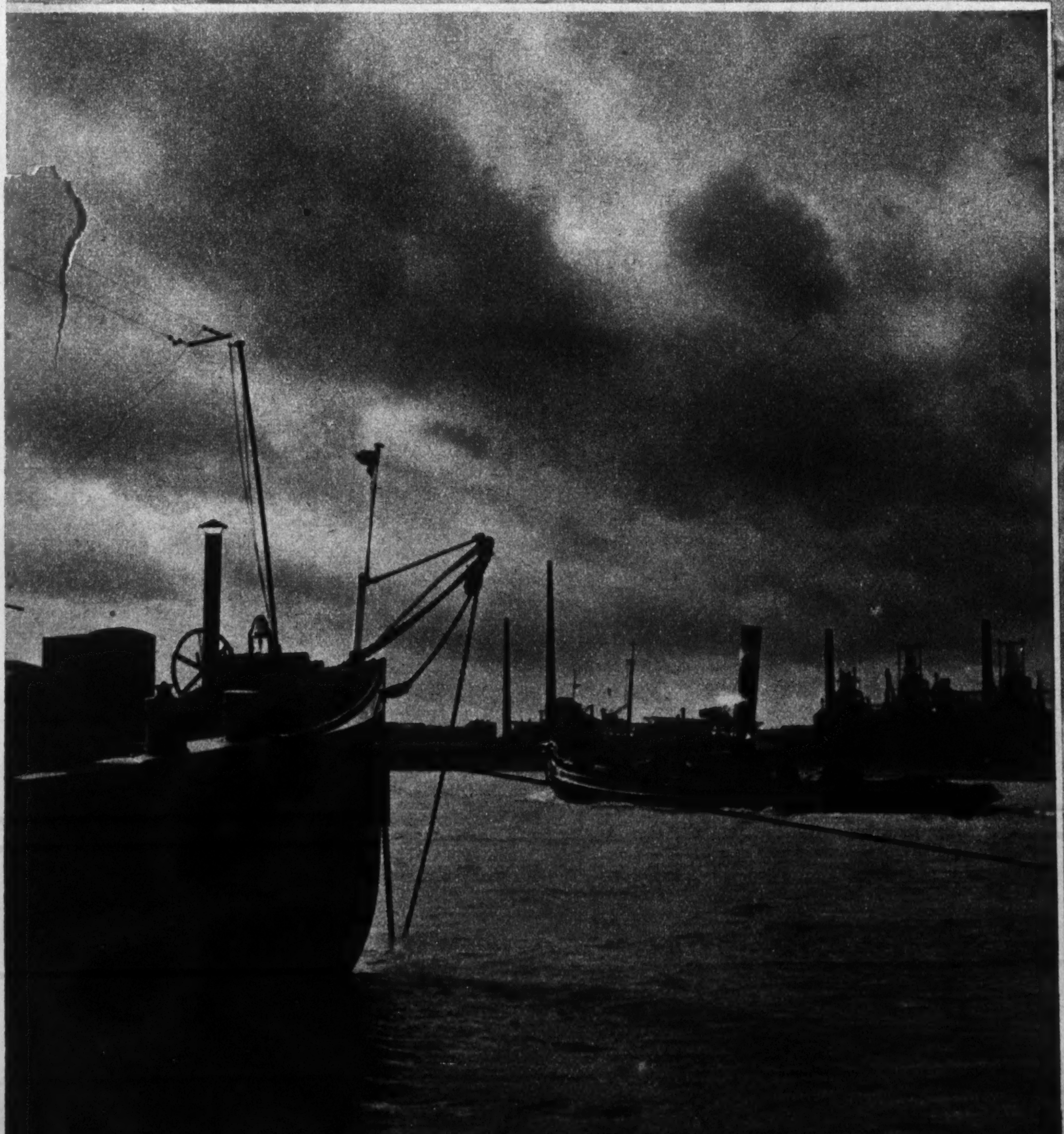
Henrich Hansen.

★



Aufnahmen: Knackmuß





Der Strom

mit 4 Aufnahmen v

Die heiter dahinfließende Lands
Eintritt ins Gebiet der Ruhrmün
Der Rhein ist hier keine Landscha
ist verdrängt, überrannt. Die we
Stein geworden, Hafenanlagen un
der verschiedensten Krananlagen,
einander ab. Dahinter ragt die wu
Essen, gigantischen Hochöfen und

Der Ruhrkohlenbergbau hat
Arbeitsgebiet immer weiter ausd
Wiesen und Bäumen hart und
schließenden Hüttenwerke immer z
und massig wie düstere Burgen.
straße für ihre Güter gesucht, ha
erzwungen, hat aus einer Landsch
der mit den ausgedehnten Rhein-
schlagplatz für Erze und Kohlen v

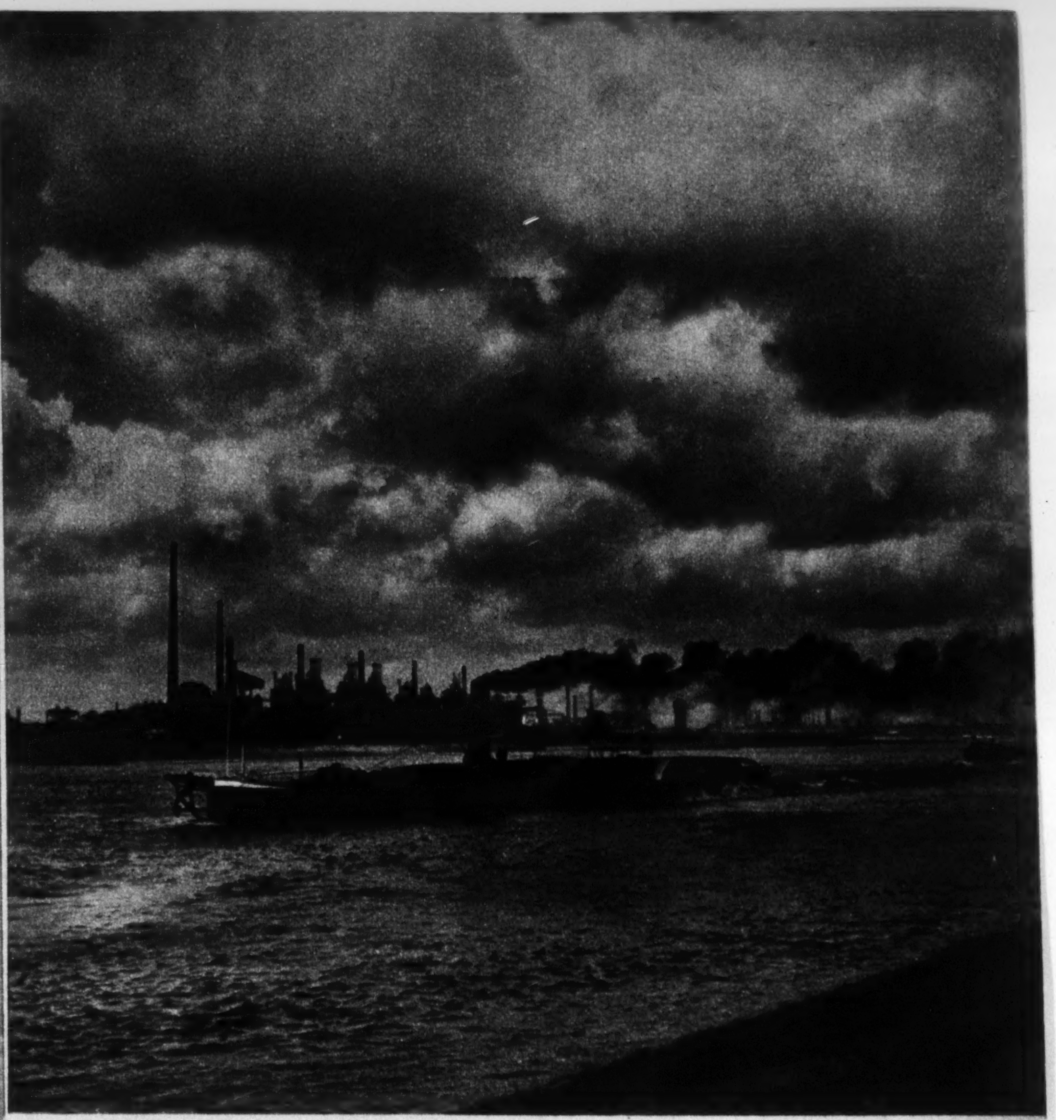
Die Arbeit in ihrem nüchtern
keine Spielereien mit Schönheits
giert. Da hat das Auge des erstma
wehmütig einem kümmerlich dah
steht das Wunder Technik, grei
Horizont, speit flammendes Feue
und Schlag, daß der Beschauer N
sam vor der Größe, den Ausmaße
vor der rätselhaften Größe der A
selbstverständlichsten im alltäglich
anlagen der Eisenerzhütten, der
deren Verhältnis die Gestalt de
kleine Bruchteil von einem PS v
Maschinen in Bewegung und Le
spüren staunend das Bewußtsein
alles Sein von Menschenhand ist

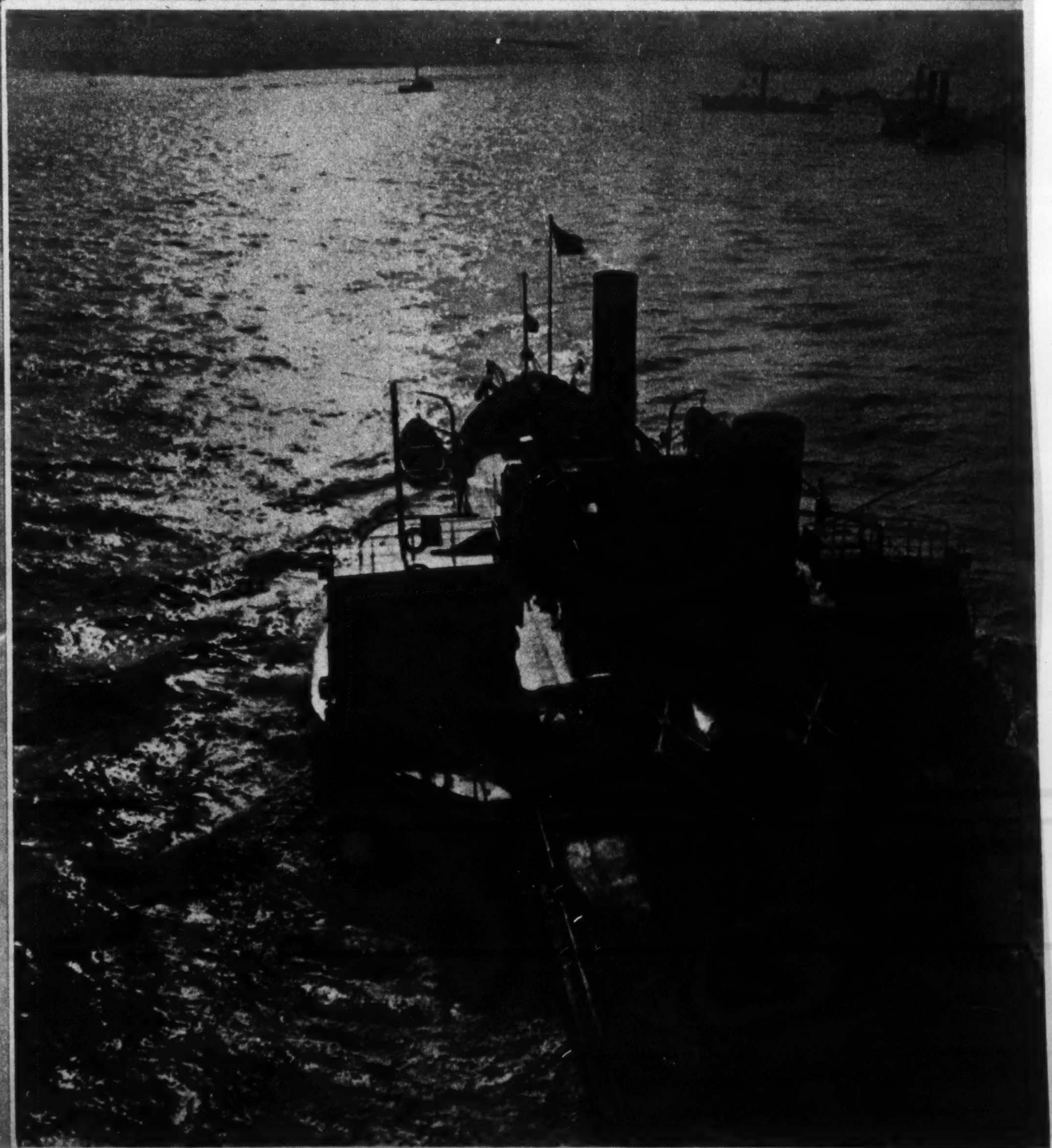
Und wir bewundern staunend
haften Arbeitsplatzes, dessen Körp
der Arbeit gewachsen sind. Ung
dröhnenden Gang der Arbeit leb
düsteren Steinburgen und Schlöß
stampfenden Schleppdampfern m
doch wieder zu einer Landschaf
landschaft, von Menschenhand g
ruht, glücklich, sonnig oder grau

nder Arbeit

Günther (Wegeesch)

keit des Niederrheins wird mit dem
ewaltsam und schroff abgebrochen.
, die Anmut der grünenden Natur
nien des natürlichen Ufers sind zu
uern mit den starken starren Armen
ernden dunklen Erzbergen wechseln
ielfalt von rauchenden, qualmenden
tigen Türme der Winderhitzer.
er kraftvollen Arbeitsamkeit, sein
von dem Stück Land mit grünen
m Besitz ergriffen, hat seine an-
r an den Ufern aufgebaut, so groß
t ruhende Arbeit hat die Wasser-
n stolzen Rhein zum Verkehrsweg
riesenhaften Arbeitsplatz gebaut,
äfen der größte Stapel- und Um-
ichen Industriegebiet geworden ist.
en nach Vollkommenheit kann sich
n leisten, nur der reine Zweck re-
uenden keine Zeit, sentimental und
renden Baum nachzublicken. Hier
raftvoll rauchenden Essen in den
Himmel, zischt und tönt Hammer
in wird vor soviel Größe. Furcht-
erksbauten, klein und unbedeutend
die Dinge zu schaffen, die uns die
scheinen. Die Größe der Werks-
oder der roten Kupferhütte, zu
nden insektenhaft klein wird, das
henkraft, welches diese Riesen von
igkeit versetzen können; und wir
ft des menschlichen Geistes, denn
ist.
nische Schönheit dieses nur zweck-
nien rein organisch aus dem Zweck
Schönheit, die durch den fiebrig
naturhaft wird, daß die dunklen,
er Verkehrsweg Rhein mit seinen
r Last in den schwarzen Kähnen
zu einer machtvollen Industrie-
über welcher ein offener Himmel
.





Schilpu am Starkasten

Der Spatz Schilpu war ein feiner Herr. Wenigstens dachte er das und die anderen Spatzen aus seiner Umgebung auch. Schilpu war der dickste Spatz von allen, hatte den größten Schnabel, den größten Hunger und konnte am lautesten schelten.

Eben saß er mit seiner Frau vor seinem Nest und sagte zu ihr: „Ja, so werden wir es machen!" „Natürlich, lieber Mann", stimmte Frau Schilpu zu, „wenn sie nur erst ausgezogen wären! Ich weiß nicht, warum sie diesen Herbst so lange bleiben!"

Schilpu und seine Frau sprachen von der Starenfamilie Graupunkt, die in der ersten Apfelbaumetage eine vornehme Wohnung hatte. Die Villa war aus bestem Holz gemacht, vollkommen wetterfest. Jetzt war es Herbst, und Schilpus hätten gern zum Winter die Starenvilla bezogen; denn ihr selbstgebautes, liederliches Nest war schon keine freundliche Behausung bei Sommertag.

Endlich war der Starenreisetag da, und die Villa wurde leer. Schilpus hatten gut aufgepaßt. Ehe noch andere Spatzenfamilien sich nähern konnten, waren sie schon eingezogen und hatten es sich bequem gemacht. Der Winter mit Schnee und Eis konnte ihnen nicht viel anhaben. Sie saßen warm und trocken.

Aber ihre neue Wohnung geriet ihnen trotzdem zum Uebel. Papa Schilpu dachte, er wäre jetzt zu fein zum Arbeiten und verlangte, Mama Schilpu sollte alle Geschäfte besorgen. Mama Schilpu war aber auch fein geworden. Sie mochte nichts mehr tun. Und da Schilpus kein Dienstmädchen bekommen konnten, weil man sie überall als zänkisch kannte, war es bald so weit, daß die schöne Villa schmutzig und unansehnlich wurde und außerdem ein Haus voll Hader.

Die andern Spatzen schüttelten den Kopf über Schilpus. Und sogar den Menschen fiel es auf, daß es in der ehemaligen Starenvilla so laut zuging wie auf dem größten Rummelplatz.

Mit Schilpus ging es bergab. Der ewige Aerger machte Frau Schilpu krank. Mit Herrn Schilpu war es nicht anders. Schließlich saßen beide vergrämt und trübselig jeder in einer Zimmerecke und sehnten den Frühling herbei.

Und er kam, wie er immer kommt. Zuerst wehte die Luft lau von Süden her. Da barst das Eis auf Bächen, Flüssen und Seen. Der Schnee schmolz in der Sonne dahin und blankes Wasser stand auf braunen Ackerschollen. Es roch nach Erde.

Dann kam ein Morgen, wo der Himmel tiefblau über der Erde stand. „Wieder ein Tag", brummte Schilpu verärgert, „mit dem man nichts anzufangen weiß." „Sei still!" piepte Frau Schilpu, „ich will noch schlafen." „Du solltes lieber etwas tun und die Wohnung in Ordnung bringen", sagte Schilpu giftig. „Und du guckst zu!" höhnte Frau Schilpu.

Da fiel ein Schatten über den Ausgang. Drinnen wurde es dunkel. „Guten Morgen", zwitscherte eine Stimme, „wer wohnt denn hier in meiner Villa?" Schilpus erschraken sehr und waren beide sofort mucksmäuschenstill. Jeder drückte sich in eine Ecke und blinzelte ängstlich nach dem Ausgang. „Nanu", ertönte von dort die fremde Stimme, „es war doch noch eben so laut hier, es muß doch jemand drinnen sein?" Als keine Antwort kam, verschwand der Schatten vom Ausgang. Man sah wieder den blauen Sonnenhimmel.

Nach einer ganzen Weile flüsterte Schilpu: „Das war doch der Star Graupunkt, dem unser Haus gehört?" „Ja", nickte Frau Schilpu, „jetzt müssen wir räumen!" „Räumen?" schrie Schilpu und vergaß alle Vorsicht, „räumen, ich denke nicht daran, das wäre noch schöner!" Damit kroch er durch den Ausgang, setzte sich auf die Abflugstange, plusterte sämtliche Federn, daß er aussah wie ein Ball und guckte so recht selbstherrlich über seinen Spatzenschnabel.

„Ach so, sie wohnen hier, Herr Schilpu?" fragte plötzlich die Stimme von vorhin dicht an Schilpus Ohr. Und schon saß der Star Graupunkt neben ihm auf der Abflugstange. Schilpu tat, als hätte er nichts gehört und sah in das schöne Wetter hinaus. Aber Graupunkt fuhr fort: „Ich möchte sie bitten, jetzt meine Villa zu räumen, da ich heute mit meiner Frau einziehen will!" „Fällt mir ja gar nicht ein", schrie Schilpu plötzlich, und mit gesträubten Federn wollte er auf Graupunkt losfahren. Doch der hatte aufgepaßt, packte den frechen Schilpu hinterm Kopf und beutelte ihn hin und her. Schilpu schrie, bis seine Frau ihm aufgeregt zu Hilfe kam. Doch alle beide konnten gegen den tapferen Graupunkt nichts ausrichten. Die Spatzenfedern flogen. Nach kurzem Kampf fiel zuerst Schilpu zerzaust von der Abflugstange hinunter und Frau Schilpu gleich hinterdrein. Ganz benommen saßen die beiden auf dem Erdboden und sahen sich an. Dann fingen sie gemeinsam an, furchtbar auf die Familie Graupunkt zu schelten. Sie machten solchen Lärm, daß sogar alle Spatzen sie unfein und gewöhnlich fanden, und das will viel heißen. In den nächsten Tagen bauten sie ein ganz einfaches Spatzennest. Es war längst nicht so fein wie Villa Graupunkt; aber weil es so recht liederlich war, paßte es besser für Schilpus. Sie fühlten sich wohl darin und zankten nicht mehr so viel miteinander.

Familie Graupunkt aber räumte gründlich die Villa aus, richtete sich wohnlich ein und lebte den Sommer über herrlich und in Freuden im alten Heim.

Luise Treptow.

Was will denn die Gesellschaft? Aufn. Adolf Schmidt

Kinderstreit

Die Erinnerung an eigene Kindheitserlebnisse und ihre Wirkung auf das junge Herz sollten wir Eltern recht wachhalten, das hilft uns helfen.

Wir zankten uns oft und heftig, meine kleine Schwester und ich. Meine Mutter litt darunter, das wußte ich, und das tat mir weh. Ich nahm mir oft vor, die kleinen Frechheiten und Sticheleien meiner ungebärdigen Schwester zu übersehen, wie Mutter mir riet. Es schien mir in der Stille des Abends, wenn ich friedlich und unbehelligt im Bett lag, so leicht, lächelnd und gelassen den kleinen Unband am kommenden Tag austoben zu sehen. Doch es ging über meine Kräfte. Die Kleine hatte ein sehr starkes Geltungsstreben und sicher ist das meine auch nicht klein gewesen, denn ich war sehr empfindlich. Gab sie mir eine hochfahrende Antwort oder hielt sich die Ohren zu, wenn ich sprach, dann ging die Empörung mit mir durch und ich wurde böse und laut. Ich fühlte mich oft an der Ehre gepackt, innerlich bäumte sich etwas auf, und dann sank es wund und müde zusammen. Aus diesen Quälereien konnte mir Mutter leider nicht helfen, sie ging nie einem Streit auf den Grund, sondern erklärte alle Anlässe dazu für „albern und unwichtig". Wohl redete sie uns beiden oft und wortreich gut zu, doch es blieb mir dann meist, neben den Gewissensbissen, noch ein bitteres Gefühl zurück. Dieses Gefühl war unklar, aber brennend. Es verlangte nach Verständnis und Gerechtigkeit. Es klagte nicht die Mutter an, daß sie die Schwester vorzöge, aber daß sie nicht genug Kraft der Einfühlung aufwandte, zu klären und zu helfen.

So suchte ich selbst einen Weg: ich zwang mich zu äußerer Kälte, denn Gelassenheit war sicher für dieses Alter zu viel verlangt. Wenn mir dann z. B. die Kleine auf offener Straße eine Ohrfeige gab, weil sie wußte, dort würde ihr von mir nichts geschehen, so sprach ich nachher eine Woche kein Wort mit ihr. Das verstimmte natürlich auch Mutter wieder, und sie setzte sich dann wohl abends an mein Bett und redete wieder gut zu, wie immer: daß ich doch die Große sei und verständiger wäre und so fort und fort das alte Lied. Plötzlich fuhr ich dann aus irgend einer wachen Träumerei auf und merkte erschrocken, daß Mutter immer noch sprach. Ich kam mir schlecht vor, weil meine Gedanken abgeschweift waren; sie sagte mir friedlich „Gute Nacht" und ich dachte im Einschlafen traurig: „ja, ja, nachgeben —". Und es blieb alles beim Alten.

Um die Schlacken und Giftstoffe dieser Feindseligkeit in späteren Jahren

Aufnahme: Atlantic-Photo

Kinder kaufen ein

Die Mutter wartet, wartet schon bald ¾ Stunden verzweifelt auf ihr Töchterchen, das schnell mal eben ein Päckchen Puddingpulver beim Kaufmann einholen sollte. Wo sie wohl stecken mag? Der Kaufmann wohnt doch nur um die Ecke. Ob ihr etwas zugestoßen ist? Und die Milch kocht doch schon. Es ist eben „kein Verlaß auf die Kinder"! Ruhelos gehen die Schritte durch die Küche, vom Herd zum Fenster. „Na warte!" — Ohne nach einer Entschuldigung zu fragen, (die Ausreden kennt man ja); gibt es, als das Kind endlich kommt, tüchtig Schelte und vielleicht sogar Schläge. Daraufhin setzt sich Lieschen in die Ecke, steckt ein Dickköpfchen auf und denkt, an dem versöhnlich stimmenden Zugabebonbon lutschend, wohl über die Ungerechtigkeit der Welt nach.

So ist es in vielen Fällen, und trotzdem ist die Hausfrau oft froh, ihr Kind „eben mal schnell" zum Kaufmann schicken zu können, besonders wenn noch ein Kleinkind zu betreuen da ist. Auch brennt das Essen nicht inzwischen an und braucht man die Wohnung nicht allein zu lassen.

Warum ist das Töchterchen so lange ausgeblieben? Sehen wir uns doch um, wenn wir selbst beim Einkauf sind. Da steht ein solch kleiner dienstbarer Geist mit einem Einkaufskörbchen am Arm, in der Faust krampfhaft das Papier mit dem „Draufgeschriebenen" und dem eingewickelten Geld. Aber all die „Großen" haben es s o eilig und drängen das Kind immer wieder zurück. Wohl denkt hin und wieder jemand von ihnen: Das Kind war vor mir da; aber diese innere Stimme beschwichtigt man so gern mit dem Einwand: „Das Kind hat ja Zeit". Wer aber denkt daran, daß das Mädel doch die Stelle eines Erwachsenen vertritt, und daß die Mutter sehnlichst wartet? — Und der Kaufmann? Er weiß wohl, daß das Kind an der Reihe ist, aber das Entgegenkommen Erwachsenen gegenüber erscheint ihm aus vielen Gründen zweckdienlicher. Ist dann endlich der Laden leer, so wird auch das Kind bedient und für sein langes Warten mit einem Lutschbonbon besänftigt.

Meistens denken wir Mütter nicht daran, was dies „Lauf doch eben mal" für eine große Menge von seelischen Gefahren in sich birgt. Dabei wollen wir die Gefahren der Straße, an die sich unser Kind ja gewöhnen soll, ganz außer Acht lassen. — Da steht der Forderung des „bald Wiederkommens" der Mutter, die Ungerechtigkeit des Kaufmanns und Gedankenlosigkeit des Käufers gegenüber. Gerade die geweckten Kin-

der empfinden diesen Zwiespalt schwer, und das Gefühl einer ungerechten Handlung von seiten der Erwachsenen kann manches Vertrauen im Kind zerstören. Das Scheitern der schüchternen Versuche, zu seinem Recht zu kommen, bedrückt das Kind verstärkt durch eine nervöse Spannung, die die Erwartung ungerechtfertigter Schelte zur Ursache hat. — Naturen mehr phlegmatischer Art aber werden durch solches Geschehen abgestumpft, das Selbstgefühl wird unterdrückt und die Gleichgültigkeit gehoben.

Aber nicht nur für das Kind, sondern auch für die Mutter bedeutet das lange Warten eine unnötige Belastungsprobe. Eine übereilte Ohrfeige beweist am besten die Untragbarkeit dieser Belastung. Und doch kann man die Mutter sehr wohl verstehen, wenn man auch ihr Tun nicht billigt. Wieviel Sorgen bewegen sie, wenn ihr Kind nicht wiederkommen will. Und vor lauter Nervosität kommt sie mit ihren Arbeiten nicht vom Fleck, während ihr Stoßseufzer: „Wär ich doch selbst gegangen!" ihre Ungeduld und Unruhe zum Ausdruck bringt.

An uns Erwachsenen liegt es, hier Wandel zu schaffen. Wenn der Kaufmann versagt, müssen **wir** den Mut haben, zu sagen: „Das Kind war vor mir da." Wir erhalten mit dieser Tat nicht nur einem Kind sein Selbstvertrauen und das Vertrauen zu dem Erwachsenen, sondern verhelfen auch einer sorgenden Mutter zu der Erleichterung, die sie mit dem Einholen des Kindes bezweckte, und schützen sie vor unnötiger Belastung, Sorge und Nervenanspannung, ganz abgesehen von der im sozialen Sinn erzieherischen Wirkung, die unsere gerechte Rücksichtnahme auf den Kaufmann und die umstehenden Käufer ausübt.

Frau Anni Weber.

---

hinwegzufegen, hat es viel Liebe und Ueberwindung bedurft. Eine lange Spanne Zeit war nötig, bis wir erwachsenen und gereiften Schwestern uns einander nähern konnten.

Jetzt bin ich selbst Mutter von Großen und Kleinen. Das Leid der Kindheit und der nie vergessene monotone Klang verfehlter, langer Strafreden gibt mir mitunter die Kraft, Frieden zu stiften mit wenig Worten, aber mit einem Griff am Kernpunkt eines Kinderstreites. „Albern und unwichtig" nenne ich nichts, was den Kindern wichtig ist. Sie haben ein Recht darauf, ernstgenommen zu werden, wenn es ihnen ernst zumute ist. Freilich sind die Schwierigkeiten in den einzelnen Familien sehr verschiedener Art durch das immer neue Zusammenspiel der Charaktere. Neue Harmonien und neue Dissonanzen sehen wir Eltern um uns entstehen. Und doch hilft uns die Erinnerung, weil wir dann um den Ernst eines kindlichen Erlebnisses wissen. Nun ein Beispiel von heute:

Als unsere Kleinste noch nicht zur Schule ging, nahm sie alle Verbote sehr ernst, ernster als Eva im Paradies. Im übrigen war sie ein lebhaftes, heiteres Dingel und hatte gar keine Anlage zur berüchtigten „Streberleiche". Und doch konnte es so aussehen. Denn die größeren Geschwister waren, wie ich dies immer wieder erlebte, durch die Schule bald ein wenig abgebrüht in bezug auf Verbote im Alltag. Die Klassenkameraden helfen einander durch Vorsagen und Absehnlassen, erst noch zögernd, doch bald machen sie sich einen Spaß aus dem „Schmuh". Dergleichen kann auch zarte Gewissen mit der Zeit leise abstumpfen. Unsre Kleinste aber war noch nicht berührt von dergleichen und bekam z. B. schwere Gewissensbisse, weil sie vom Strauch hinter dem Nachbarzaun die beliebten Knallbeeren gepflückt hatte. Womöglich hätte der gute Nachbaronkel diese weißen, drallen Kugeln gern selbst auf dem Pflaster mit lautem Knall zertreten? Und nun hatte sie seine Beeren gestohlen, das war vielleicht Sünde? Unter Tränen gestand sie die Missetat. Ich nahm solche „Sünde" natürlich nach außen hin auch nicht so leicht wie im Inneren. Wir fragten in diesem Fall zusammen den Nachbarn, ob man wohl die Beeren pflücken dürfe.

So streng das Mädelchen gegen sich selbst war, war sie aber auch gegen die Geschwister und kam entsetzt zu mir gerannt, wenn ihr etwas nicht zu stimmen schien. Sie liebte die „Großen" und die sollten doch keine bösen Menschen werden, das wäre doch ganz schrecklich! (So erklärte sie mir später, als größeres Kind ihre damaligen Aengste und Zwiespälte.) Da waren sie nun abends mit ihren wilden Freunden über Zäune geklettert, in fremde Gärten geschlichen und hatten aus Mülltonnen alte Töpfe und Aehnliches für ihre romantische Räuberburg geklaut. Die Burg lag unter dem Erdgeschoß-Balkon und wurde vor entweihenden Blicken durch alte Teppiche und Decken geschützt. O diese geliebte Burg, sie war eine unbeschreiblich geheimnisvolle Angelegenheit der Acht- bis Zwölfjährigen. Und nun „petzt" dies kleine Ding einen so aufregend geglückten Raubzug! Zu blöde! „Petze, Petze", riefen sie hinter ihr her und sagten, sie würden **nie mehr** mit ihr spielen, sie könnten sie überhaupt gar nicht mehr leiden —. Der Kummer und die Tränen vom Kleinchen! — Ja, das sind Augenblicke, in denen eine Mutter sehr konzentriert die Fäden halten und führen muß, mit dem ganzen Aufgebot ihres Fingerspitzengefühls. Denn beide Teile sind im Recht. Die Großen mit ihrer Abenteuerlust und ihrer Anklage wegen Verrat und die Kleine in ihrer Angst um das Gute in der Welt und besonders in ihren Geschwistern. Das ist kein Gezänk leichthin. Nun heißt es vermitteln, ohne ein blindes Nachgeben zu verlangen: die Großen müssen begreifen lernen, daß die Kleine ihren Streich nicht als Spiel verstehen konnte, sondern glauben mußte, hier geschähe wirklich ein Unrecht, ähnlich dem Bild in ihrem Buch, auf dem bei Nacht ein Dieb ins Fenster steigt und bei dem es dem Kleinchen immer so gruselt, daß sie schnell weiterblättert. Es war zu schwer für sie, weil doch auch die Sache nicht ganz in Ordnung ist mit solchem Einbruch in fremde Gärten. — Hm, — so sachte geht es ihnen wohl auf. Die Kleine aber muß den Unterschied zwischen bösem Willen und unbändigen Jungenstreichen allmählich erfühlen lernen: „Sie wollten doch nicht stehlen, sie taten nur so, weil sie Räuber spielten, und da nahmen sie das alte Zeug, was die Leute schon weggeworfen hatten." „Aber Mutti, so in'n Garten zu andren Leuten, so übern Zaun und im Dunkeln?" „Ja, richtig war das nicht, das habe ich ihnen auch gesagt, aber es war lange nicht so schlimm, wie du dachtest." Schwer, schwer, daß es nicht nur Gut und Böse, also Schwarz und Weiß gibt, sondern noch so viel Schattierungen dazwischen. Aber man muß sich da zurechtfinden lernen. Nach dem letzten Stoßseufzer —, der ein Aufdämmern anzeigte, gab ich ihr noch den Tipp: „Von dir kannst du mir alles erzählen, da freue ich mich. Von den andern tue es lieber nur, wenn sie es nicht Geheimnis nennen. Wenn es aber doch mal was Böses sein sollte, dann rede ihnen erst zu, daß sie es mir selber sagen."

So bringt man die Kinder wieder einander näher, weil sie nicht mit einem leeren, äußeren Versöhnen gegen ihr Ehrgefühl handeln mußten, sondern weil sie ein wenig verstehen lernten, wie es im andern aussah. Und dies Wenig kann im Leben viel helfen.

Grete Dittmann.

Aus alt wird neu!

Vorschläge und Aufnahmen

von Ursula Scherz

Der Ärmelschnitt

Den Schnitt legt man auf die zertrennten Rockteile

Die Armkugel wird eingekraust

Der Anzug aus alten Trikotsachen. Der Badeanzug ist ausgewachsen, da der Stoff aber ein guter fester Wollstoff ist, machen wir daraus für den 6jährigen Berni eine Hose. Wie das Bild zeigt, schneidet man oben die Träger ab und unten die Hosenbeine, indem man gleich einen Hosenschnitt herstellt. Der Zwickel ist hierbei angeschnitten und braucht nicht gesondert eingesetzt zu werden. Diese Hose wird nur unten im Schritt zusammengenäht und wird oben am Rand und den Hosenbeinen umgesäumt. Dazu eine kleine Bluse wird aus einem ausgewachsenen Sporthemd des älteren Bruders gemacht. Man schneidet kleine Aermel gleich an. Die Bluse ist ohne Kragen gearbeitet. Dieser Alltagsanzug ist für den Jungen sehr bequem. Außerdem kann er leicht gewaschen und braucht nicht geplättet zu werden.

Das Kleid aus einem Rock von Mutti. Da hängt im Schrank noch ein alter geblümter Rock von Mutter, der vor Jahren einmal Mode war. Es ist ein Rock mit einem Sattel der bis auf die Hüften reicht. Aus diesem Rock schneidern wir für die siebenjährige Margrit ein Kleid. Aus dem Sattelteil unter Benutzung der vorhandenen Steppnähte schneiden wir das Mieder, das bis zur Taille reicht, aus. Wir nehmen einen einfachen Grundschnitt. Das Kleid wird auf dem Rücken geschlossen. Der Rock ist ziemlich weit und wird stark angekraust und an das Mieder angesetzt. Die Aermel sind nach oben stark ausgeschweift, damit man sie, wie es heute modern ist, kräuseln kann. Wir kräuseln natürlich mit der Maschine, indem wir den Steppstich recht weit stellen und die vordere Schraube etwas anziehen. Nach dem Steppen ziehen wir zwei Fäden an und kräuseln so die Armkugel ein. Das Kleid sieht angezogen wie ein ganz neues Sommerkleid aus. Die Aermel näht man am unteren Rande mit einigen Falten ein. Unten herum macht man einen Saum ins Kleid. Hat man keinen einfachen Grundschnitt, so schneidet man nach einem alten Kleide des Kindes aus.

Der Sohn der Furcht

Roman von Möller-Crivitz

Inhaltsangabe des bisher erschienenen Teiles:

Edith Volkhagen, die Frau des Tierarztes in Kalwitz, erfährt von dem Befund der Aerzte, daß sie keine eigenen Kinder haben kann. Mit diesem Urteil kann sie sich nicht abfinden, darum bestürmt sie ihren Mann, ein elternloses Kind als eigenes anzunehmen. Diesem Wunsche kommt ihr Mann auch nach. Er fährt bereits am nächsten Morgen mit ihr in ein Waisenhaus, wo Edith Volkhagen ihr Herz sogleich an einen kleinen Jungen verliert. Der Tierarzt stimmt der Wahl seiner Frau zu, muß dann aber nachträglich von dem Anstaltsleiter erfahren, daß man über die Herkunft dieses Jungen nichts genaues weiß. Es kann sein, daß der uneheliche Vater des Kindes ein Mordbrenner war, es kann aber auch sein, daß es eines Bauern Kind ist. So kommt der kleine Gerd ins Haus des Tierarztes. Die Stiefmutter weiß nichts von dem Verdacht; wegen ihres Herzleidens hält ihr Mann alles von ihr ab, was sie beunruhigen kann. Umso schärfer aber beobachtet er den heranwachsenden Jungen. Das richtet eine Kluft zwischen beiden auf, die ein Zueinanderkommen schier unmöglich macht. Zwar versuchen die Mutter, das alte Faktotum Daniel und eine kleine Freundin Ulrike manches auszugleichen. Sie vermögen aber nicht den Sinn des Vaters zu ändern. Mit zehn Jahren kommt Gerd auf die höhere Schule in Schwerin. Sein Vater hat den Lehrern aufgetragen, hart zuzufassen, wenn Gerd nicht parieren würde. Das verleidet dem Jungen die Schule. So kommt es denn, daß Gerd vor Abschluß die Schule verlassen will. Es kommt zu einer Aussprache mit seinem Vater. Und in dieser kommen sich beide endlich einmal menschlich näher. Das macht alle sehr froh, daß Gerd wieder Hoffnung faßt.

(5. Fortsetzung.)

Als Daniel ihn nun von seinen bangen Zweifeln freigemacht hatte, kehrte auch der Frohsinn wieder. Nun konnte er über die albernen Schwätzereien seiner Klassenkameraden verächtlich lächeln.

Dazu kam des Vaters Wandlung.

Daß so etwas möglich sein konnte, machte ihm lange Tage ernste Schwierigkeiten. Doch dann hatte Ulrike so zuversichtliche Worte gewußt, daß er überzeugt war, ein Wunder habe die schier unüberbrückbare Mauer zwischen seinem Vater und ihm niedergerissen. Er wußte, daß nur seine Mutter dieses Wunder vollbracht hatte. Da gesellte sich zum erstenmal in seinem Leben zur Kindesliebe eine scheue Verehrung, die ihn ernster werden ließ.

All diese plötzlichen Veränderungen seiner Umgebung, das Bewußtsein, auch von seinem Vater gerecht behandelt zu werden, machte ihn stolz. Nun wollte er seinem Vater beweisen, wie töricht er gehandelt hatte, ihm nie voll vertraut zu haben.

Da raffte er sich auf, und ihm gelang das, was kein Lehrer und auch der Tierarzt mehr geglaubt hatte: er brachte ein Zeugnis mit nach Hause, das das beste während der ganzen Schulzeit wurde.

Da war auch der Tierarzt einen Augenblick sprachlos. Lange hielt er Gerds Hand fest. Gerd, dessen Augen strahlten, sagte hell und laut:

„Ich habe noch eine Freude für dich, Vater."

Der Tierarzt sah ihn erwartungsvoll an.

„Ich bleibe!"

„Du bleibst? Du willst doch dein Abitur machen? Ist das möglich, Junge?"

Gerd nickte. Das Gesicht des Tierarztes wurde so froh, wie Gerd es noch nie gesehen hatte. Er fühlte, wie sein Vater den Arm um seine Schulter legte und ihn fest an sich zog.

„Komm, mein Jung, das müssen wir der Mutter sagen."

*

Und dann kam der Palmsonntag.

In der alten Kirche war heute kein Platz mehr zu finden. Ernst und schweigend saßen die Väter in schwarzen Anzügen da, die Mütter neben ihnen drückten von Zeit zu Zeit ein weißes Tuch an die Augen.

Vor dem Altar, zu beiden Seiten gruppiert, saßen die Kinder, die heute das Taufgelöbnis erneuern und konfirmiert werden sollten.

In der ersten Reihe saß Gerd, ihm gegenüber, auf der anderen Seite, seine Freundin aus dem Nachbarhause, Ulrike Benthin. Sie sah verschüchtert vor sich nieder, um nicht dem Blick ihres Freundes begegnen zu müssen.

Die Orgel spielte feierlich: „Schmücke dich, o liebe Seele."

Dann trat der Präpositus, der alte Pfarrer der Gemeinde, vor den Altar. Heute klang seine Stimme ganz anders, nicht so befehlend, furchterregend. Wieder einmal, wie in jedem Jahr, nahm er Abschied von seinen Kindern. Und da war es ihm, als risse sich das Leben mit jedem Jahre schmerzvoller von ihm los, um ihn einst ganz allein zu lassen.

Die feierliche Handlung schien auf Gerd keinen großen Eindruck zu machen. Er hörte kaum, was der Pfarrer sprach. Unverwandt mußte er zu Ulrike hinübersehen. Wie ganz anders erschien sie ihm heute in dem langen, schwarzen Kleide, unter dem die zierlichen Füße neugierig in die Welt lugten. Er war ganz verwirrt von der lieblichen Schönheit dieses Mädchens. Da war es ihm, als sähe er sie heute zum erstenmal in seinem Leben, so verändert war sie. Und leise, ganz zart, spannen sich Fäden von ihm zu ihr, von ihr zu ihm, tastend, suchend.

Auch Ulrike konnte eine geheime Unruhe nicht bannen. Sooft sie den Blick von ihren gefalteten Händen aufhob, sah sie die verwunderten Augen ihres Freundes auf sich gerichtet. Ein leises Zittern erregte sie und trieb ihr die Röte ins Gesicht. Aber insgeheim war ihr, als weite sich ihr Herz und bringe ihr diese Unruhe eine große Freude.

Der alte Pfarrer mußte zweimal fragen, bis Gerd sich zurechtfand und wußte, daß die Frage an ihn gerichtet war. Da kehrten sich seine Gedanken von seiner Freundin. Fest und frei sprach er die Glaubensartikel. Aber ganz leise ließ die Stimme etwas von seinem Erleben ahnen.

Edith war erschüttert, und auch der Tierarzt sah mit großen Augen seinen Sohn da vorn vor dem Altar stehen, der ihm heute als ein anderer, ein ernster Mensch erschien.

Und noch einer war da, dem es war, als brächte dieser Morgen die Auferstehung aus langer Trübsal: Das war der alte Daniel. Er saß in einer der Querbänke an einen Pfeiler gelehnt, und in sein Herz drangen die Eindrücke dieser Stunde. Immer wieder hellte sich das Runzelgesicht auf. „Er weiß alles", dachte er stolz, „er weiß aber auch rein alles, das Jungchen. Und stecken bleibt er auch nicht, wie ich dazumalen. Nein, was für ein kluger Kerl, dieser Gerd!" Und immer wieder sah er sich in der Runde um, ob auch alle es so erlebten wie er, daß Gerd der „Tüchtigste" unter allen Konfirmanden war.

Als die Kinder sich dann um den Altar scharten, um zum erstenmal in ihrem jungen Leben am Abendmahl teilzunehmen, da stürzten dem alten Daniel die Tränen aus den Augen. Zitternd zog er sein rotgemustertes Taschentuch hervor und schneuzte sich so nachdrücklich, daß selbst der alte Präpositus erschreckt innehielt, denn es klang wie die Trompeten des jüngsten Gerichts.

Nach der feierlichen Handlung schloß Edith ihren Jungen in die Arme und küßte ihn unter Tränen. Sein Vater drückte ihm fest die Hand. Dann ging Gerd auf Ulrike zu. Einen Augenblick blieb er vor ihr stehen, als müsse er sich sammeln und seine Gedanken ordnen. Sie mochte auch jetzt nicht den Blick zu ihm aufheben.

„Rika, wie schön du bist. Ich bin stolz auf dich." Bei diesen Worten zog er ein kleines seidenes Taschentuch aus

seiner Brusttasche und gab es ihr. „Nimm es von mir, Rika. Es soll mein Geschenk für dich sein zur Erinnerung an diese Stunde. Wir wollen gute Freunde bleiben."

Mit hochrotem Gesicht nahm sie es. Sagen konnte sie nichts. Aber in ihrem Blick lag mehr als Freundschaft.

„Heute nachmittag sehen wir uns doch, Rika?"

Lächelnd reichte er ihr die Hand, in die sie ein wenig beschämt einschlug.

Edith sah auf ihren Mann, der diesen Vorgang lächelnd beobachtete.

„Wie unbefangen sie doch sind."

Volkhagen nickte.

„Rika ist ein gutes Mädel. Ich freue mich über diese Freundschaft. Ihr Einfluß war immer ein starker Wall gegen Daniels Dummheiten."

Jemand räusperte sich hinter ihm. Der Tierarzt drehte sich um.

„Na, da bist du ja auch, Alter. Hättest mit deinem Schneuzen bald die ganze Kirche gestört."

„Ja, Herr, das kann wohl so sein. Aber wenn es über einen kommt, kann ich Ihnen sagen, dann hat sich das was. Mir wollten schon die Ohnmachten antreten, so stieg mich die Sache in die Augen. Aber nu ist's vorbei, Gott sei Dank! Nu will ich unserm jungen Herrn aber auch meinen Gratulationsvers hersagen. Er hat seine Sache so prächtig gemacht, daß da nichts gegen zu wollen ist, kann ich Ihnen sagen. Da habe ich meinen richtigen Stolz darauf, Herr."

Und dann verhaspelte sich fast seine Rede, als er seinem jungen Freunde die Hand drückte. Er wußte soviel zu erzählen, daß ihm wieder die Tränen in die Augen kamen.

Gerd konnte nichts sagen. Er sah den Alten mit freudeglänzenden Augen dankbar an und nickte nur.

Und während sie alle langsam nach Hause gingen, läuteten die Glocken vom alten Turm. Gerd war es, als läuteten sie ein neues Leben ein, das schöner werden mußte als das hinter ihm liegende.

*

Das war im Jahre 1918. Im Jahr des großen Elends.

Das Vaterland forderte seine letzten wehrfähigen Söhne, die der Höllenschlund Somme, Kemmel und die Höhe 304 verschlang. Die Frauen daheim konnten auch nicht mehr. Da mußten die Schüler hinaus aufs Land, die Ernte einzubringen.

Auch Gerds Klasse zog mit ihrem Lehrer, Professor Steinmann, auf das Rittergut Jüserow, das einem General gehörte.

Obschon die Sonne unbarmherzig brannte, herrschte unter den achtzehn Knaben der Obersekunda Frohsinn und Begeisterung, so daß Professor Steinmann Mühe hatte, ihren Uebermut zu dämpfen.

Er war ebenfalls „draußen" gewesen, und darauf hielt er sich viel zugute. In Wahrheit aber war er nur Etappenoffizier in Gent gewesen. Trotzdem trug er stolz und auffällig das schwarz-weiße Band im Knopfloch.

Die Klasse bezog Quartier im geräumigen Wirtschaftsgebäude des Inspektors, das am Ende des großen Parkes lag. In das Schloß des Generals wurden sie nur selten und dann nur Sonntagnachmittags zum Kaffee geladen. Den Park durften sie aber jederzeit betreten, was dem übrigen Gutspersonal indessen streng untersagt war.

Zwar waren die Schüler hinausgeschickt worden, um produktive Arbeit zu leisten, doch sah der Inspektor ihnen durch die Finger und wußte ihnen oft leichte körperliche Arbeit zuzuweisen. So wurde dieser Aufenthalt bei gesunder, kräftiger Kost und gleichmäßiger Lebensweise für die Jungen zu einer Erholung. Die schwere Feldarbeit dagegen verrichteten in der Hauptsache russische Kriegsgefangene.

Da Gerd gut mit Pferden umzugehen verstand, fiel ihm die Aufgabe zu, mit einem Dogcart jeden Morgen nach Güstrow zu fahren, um die Postsachen abzuholen und kleine Aufträge in der Stadt auszurichten. Darüber verging der Vormittag. In den Nachmittagsstunden half er dann ebenfalls beim Einfahren.

Der Weg nach Güstrow führte Gerd jeden Morgen am Forsthause vorbei, wo ihn die junge Försterstochter bald bemerkt hatte. Es war ein junges Ding von achtzehn Jahren. Auch ihr Vater stand im Felde. Als die Schüler auf das Gut kamen, erinnerte sie sich der wenigen französischen Vokabeln, die sie auf der Töchterschule in Güstrow erlernt hatte und suchte sie bei den Schülern anzubringen. Von allen aber gefiel ihr der große, schlanke Gerd am besten. Und auch er sah ihr mehr als einmal verstohlen nach. Sie merkte das und verstand es, ihm des Morgens, wenn Gerd seinen Dogcart lenkte und ein lustiges Lied pfiff, stets zufällig zu begegnen. Sie hatte dann fast immer eine kleine Besorgung in der Stadt zu machen. So bot sich Gerd die willkommene Gelegenheit, die Schöne einzuladen, mit ihm zu fahren. Wohl fragte Gerd sich, was Ulrike dazu sagen würde und unterdrückte nur schwer ein Unbehagen. Wenn er aber in die heißen Augen dieses wilden Mädchens blickte, wenn er dann ihren Atem spürte, wie er seine Backe streifte und sie sich schmeichelnd an seine Schulter lehnte, durchschoß es ihn wie ein Feuer. Dann mußte er die Zähne hart aufeinanderbeißen.

Einmal, als sie in gemächlichem Schritt durch den tiefverhangenen Wald trotteten, hatte er sich plötzlich über sie gebeugt und seine Lippen fest zusammengepreßt auf ihren bebenden Mund gedrückt. Dabei hatte sein Herz wild geklopft. Sie aber hatte ihre Arme um seinen Nacken geschlungen und heiße, erregte Worte geflüstert. Mit einem Male aber stand das Bild Ulrikes vor seinen Augen. Da schüttelte er sie von sich, warf den Kopf in den Nacken und nahm die Leine wieder fester in die Hände. Enttäuscht lehnte sich die Försterstochter zurück. „Der dumme Junge", dachte sie.

Lange Tage hatte Gerd gebraucht, um seine Ruhe wiederzufinden. Er fühlte etwas wie Scham und Verrat gegen Ulrike. Als er sich nach vielen Tagen dann über alles klar geworden, lachte er befreit. Es war ja nicht einmal eine Episode, nur eine Laune gewesen!

Professor Steinmann hatte bald erfahren, welch liebenswürdige Begleitung Gerd fast jeden Morgen im Dogcart spazierenfuhr. Er hatte es Gerd dann streng verboten, mit der Försterstochter in so „unschicklicher Weise" Umgang zu pflegen. Gerd runzelte die Stirn. Er trotzte. Jetzt erst recht! Von da ab lud er das verliebte Mädchen sogar ein, mit ihm abendliche Spaziergänge im Schloßpark zu machen.

Den Schülern war es streng untersagt worden, mit den Kriegsgefangenen zu sprechen. Dieses Verbot wurde von den Knaben, wie wohl verständlich, nicht sonderlich beachtet und nur zu gerne suchten sie die Gefangenen auf. Gerd imponierte es, mit welcher Geschicklichkeit die Russen ihre Papyros zu drehen verstanden und welch feine Schnitzereien sie anfertigten. Ueber alles aber begeisterte ihn der schwermütige Gesang dieser großen, kindlichen Menschen.

Eines Abends schlich sich Gerd wieder einmal heimlich zu den Gefangenen in deren Baracke. Die Russen freuten sich wie immer, wenn einer der Schüler kam. Sie waren gerade beim Kartenspiel. Obschon Gerd die einzelnen Karten kaum kannte, mußte er mitspielen. Darüber vergaß Gerd ganz, daß der wachhabende Landsturmmann jeden Augenblick kommen mußte.

Unglücklicherweise war dem Professor schon hinterbracht worden, daß seine Jungen häufig in der Baracke waren. Er hatte den Wachmann deshalb zu strenger Aufsicht verpflichtet. Bevor Gerd verschwinden konnte, war das Unglück schon geschehen.

Es gab kein langes Verhör und keine Erklärungen. Das Gebot des Generals lautete: „Wer sich mit den Gefangenen einläßt, hat das Gut sofort zu verlassen." Schon am folgenden Tage wurde Gerd zurückgeschickt. Professor Steinmann berichtete dem Direktor und auch dem Tierarzt den Sachverhalt.

Als Gerd dann in Kawitz ankam,

ballte der Tierarzt die Hände. Er sagte nicht viel, doch seine Augen sprachen harte Worte, die Gerd das Blut stocken ließen.

*

Wenige Wochen später kamen die übrigen seiner Klasse zurück. Die Schule nahm ihren gewohnten Verlauf. Doch Gerds Freude war völlig hin. Er sehnte sich fort. Unaufmerksam und offensichtlich widerwillig verbrachte er die Schulstunden und dachte immer nur daran, es möge bald Ostern werden, damit die Schulzeit ein Ende habe.

Professor Steinmann hatte das schon lange beobachtet. Er gab sich keine Mühe mehr, seinen Aerger zu verbergen.

„Volkhagen, tragen Sie mal vor!" herrschte er Gerd an, der gelangweilt in seiner Bank saß und nicht bei der Sache war.

Nachlässig stand Gerd auf. Er wußte natürlich nicht, was er vortragen sollte. Darum schwieg er und sah fragend über die Klasse hin. Professor Steinmann lächelte höhnisch.

„Sie haben wohl gar keine Lust mehr zu arbeiten, was? Kennen wir! Möchten hier wohl ebenso herumstrolchen können wie in Züserow, he? Was können Sie denn? Poussieren! Das können Sie. Mit Russen Karten spielen! Das paßt zu Ihnen! Aber arbeiten? Wir kennen Sie, Sie Lüderjahn!"

Gerd sah den Professor böse an. Beider Augen begegneten sich und sprachen Haß. Dann warf Gerd den Kopf trotzig in den Nacken. Um seine Lippen spielte ein ironisches Lächeln.

„Und das, das nennen Sie wohl Auffassung, Pflichterfüllung dem Vaterlande gegenüber, was? Sie haben einen Begriff von Patriotismus! Na, damit scheint es bei Ihnen ja sowieso nicht weit her zu sein!" setzte der Professor unpassend hinzu und wandte sich ab.

„Das müssen Sie ‚Frontoffizier aus Gent' mir auch gerade sagen!" schrie Gerd wütend.

Einen Augenblick war der Professor starr, dann begann er fürchterlich zu toben. Er warf Gerd das Klassenbuch vor die Füße. Der ging hinaus.

Am nächsten Morgen trat das Lehrerkollegium zusammen und verfügte den Ausschluß Gerds von der Schule.

*

Dieser Beschluß trug das Datum vom 7. November 1918.

Die Revolution war ausgebrochen. Alle Ordnung hatte sich gelöst. Das Volk, das bis dahin nur gearbeitet hatte und ohne Widerspruch heldisch verblutet war, redete in Volksversammlungen! Es gab plötzlich kein Fronterlebnis mehr, nur Klassen von Menschen, die einander nach dem Leben trachteten, die sich begeiferten, bespien, schändeten! Es hatte vergessen, daß es vor kurzem noch ein Großes gewesen war!

Gerd streifte die Schule ab, wie so viele Soldaten ihren Fahneneid!

Und sonderbar, auch der Tierarzt schien kaum etwas darin zu finden. Er nahm auch dieses hin wie so viel Unfaßbares, das jene Tage brachten.

Als dann ein kurzer Stillstand im Brudermorden eintrat, fand man auch im Hause des Tierarztes wieder Zeit, über persönliche Dinge nachzudenken. Was sollte Gerd nun werden? Gerne wäre er Förster geworden. Doch dazu gebrauchte er das Abitur. Dann raffte er sich auf, ein wenig nur. Er glaube an den grauen Rock. „Er wolle Soldat werden."

„Was?" schrie ihn sein Vater an, und sein Gesicht war rot geworden. „Zu den Söldnern dieses Noske willst du?"

Da hob Gerd die Schultern und schwieg. Er konnte sich nicht entscheiden. Zwar riet seine Mutter ihm, er solle dem Vater sein Interesse beweisen und irgendeinen Beruf nennen. Was sollte er denn werden? Es war ja alles zerstört. So blieb nur die Bank übrig. Es gab ja sonst nichts anderes mehr, was Sicherheit und Erfolg versprach.

*

So mußte Gerd es denn widerspruchslos zulassen, daß sein Vater die Entscheidung über seinen Beruf traf. Und das tat der in nichtakademischen Berufen völlig fremde Tierarzt denn auch in der denkbar unglücklichsten Weise, indem er für Gerd die Lehrstelle beim Bankier Wildow in Schwerin abschloß.

Als Rechtsanwalt Bandlow hiervon hörte, meinte er zu seiner Frau:

„Ich verstehe Rudolf nicht. Wie kann er den lebensfrohen Gerd nur in die trostloseste aller Lehren stecken! Ueberlegt er denn gar nicht? Herr Gott nochmal, wie kann man aber nur auf den Einfall kommen!"

Elsbeth sah ihren Mann verwundert an.

„Begreifst du denn auch nicht, Elsbeth? Muß so ein Banklehrling denn nicht als simpler Zahlenschreiber verdösen? Und wenn er für das Feilschen auch wirklich Fähigkeiten hat, was wird denn schon aus ihm? Im besten Falle doch nur ein ‚Bankangestellter'!"

„Herbert, du bist gegen den Beruf voreingenommen. Warum sollte Gerd nicht ein guter Kaufmann werden können?"

„Darum geht es hier nicht, meine Liebe. Ein Kaufmann ist produktiv. Nun sage, kann es etwas Unproduktiveres geben, als vom Geldausleihen zu leben? Nein, Elsbeth, die Zeiten des ehrsamen Finanzmanns, wie sie Freytag in seinem ‚Soll und Haben' noch zu sehen glaubte, sind vorbei. Bank, Börse, pfui Teufel, wenn ich an diese beiden Einrichtungen nur denke, wird's mir schon ungemütlich zu Sinn!"

Darauf hatte er lange mit seinem Schwager gesprochen. Der verstand ihn aber nicht und hielt die Bedenken des Rechtsanwalts für übertrieben.

*

Schon wenige Tage nach Ostern trat Gerd seinen Dienst an. Diesmal wohnte er nicht bei seinem Onkel Bandlow, sondern bezog eine Pension bei einer seinen Eltern bekannten alten Dame.

Mit Feuereifer ging Gerd an die ihm gestellten Aufgaben heran. Anfangs hatte er sich zwar nur um die ein- und ausgehende Post zu kümmern, die Briefabschriften und Durchschläge zu sortieren und einzuordnen. Aber er war von der Wichtigkeit seiner Arbeiten so sehr überzeugt, daß der Bankier seine helle Freude an ihm hatte.

Wenn Gerd dann des Sonnabends nachmittags nach Hause kam, wußte er nicht genug zu erzählen vom Bankverkehr und von den Kurswerten der einzelnen Devisen. Zwar lächelte Edith über seinen Eifer, empfand aber doch eine tiefe Freude über die ungekünstelte Begeisterung. Auch dem Vater gegenüber hatte sich sein Benehmen geändert. Es schien, als sei der dumpfe Druck gewichen, der jedes Zueinanderkommen bisher unmöglich machte.

Und langsam fügte der Tierarzt sich in den Gedanken, daß es wohl besser gewesen sei, Gerd von der ihm verhaßten Schule zu nehmen. Im praktischen Beruf schien er sich einzuleben, wenigstens ließ der Eifer, mit dem Gerd über Berufsfragen sprach, darauf schließen, daß er den Willen hatte, sich zu behaupten und durchzusetzen.

Davon war auch Bankier Wildow überzeugt. Mehrfach lobte er dem Tierarzt das Interesse, den Fleiß und die Pünktlichkeit des Jungen mit Worten, die Sympathie zu dem Sohn seines Regimentskameraden verrieten. Um Gerd zur größeren Verantwortlichkeit zu erziehen, hatte der Bankier ihm darum schon nach Ablauf des ersten Lehrjahres einige kleinere Kassen übergeben.

Edith wußte wohl, wem sie den guten Einfluß auf Gerd zu danken hatte: Der kleinen Ulrike aus dem Nachbarhause.

Niemand konnte Gerd in seinen Wünschen so verstehen und ihn so leiten wie gerade sie. Die feine, stille Art, mit der sie Gerd auf den Zweck seiner Lehre hinwies, damit er sein Fach einst vollkommen beherrsche, überzeugte ihn und stachelte seinen Ehrgeiz auf, nicht nachzulassen im Eifer, um all die hochgespannten Pläne, die sie mit ihm machte, zur Wirklichkeit werden zu lassen. Wenn Ulrike ihm auch die Luftschlösser bauen half, so fand sie doch stets den Weg in die Wirklichkeit zurück, wenn die Phantasie ihres Freundes sie verlieren wollte.

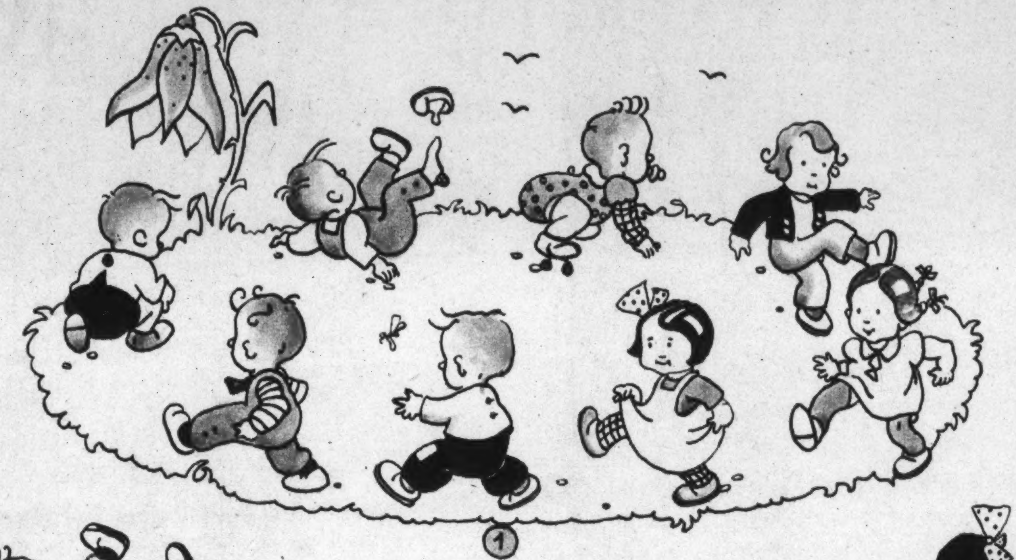
(Fortsetzung folgt.)

Mit den Kleinsten ein Spielturnen

Melodie: Hopp hopp hopp

Verse von E. Jäkel

Zeichnungen von E. Pahlitzsch



1. Bim, bam, bum, wir ziehn im Kreis
herum.
Wie die Ente Watschelbein
Watscheln alle hinterdrein.
Bim, bim, bam, bum — so geht's im
Kreis herum.

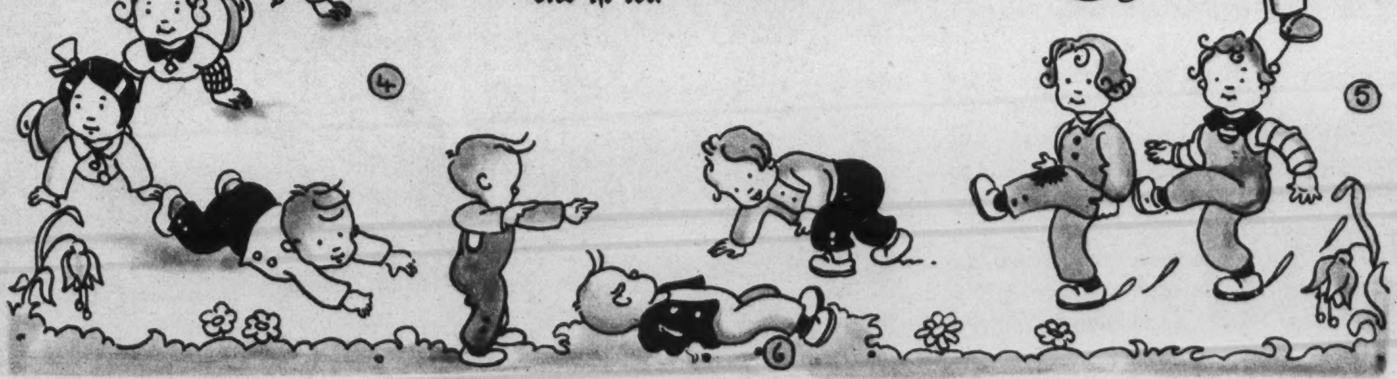
2. Hoppsassa — nun sind wir wieder da.
In den Teich als Frosch hinein
hüpfen alle Fröschelein.
Hoppsassassassa — bums — liegen alle da.

3. Holla — ho — wie sind wir doch so froh!
Hüpfen wie ein Püppchen fein
mit steifen Armen, steifem Bein.
Holla — holla — ho — wie sind wir alle
froh.

4. Tra — la — la — bauz, liegen alle da.
Kriechen wie ein Schlängelein
einer hinterm andern drein.
Tra — la — la — la — la — liegen alle da.

5. Eins — zwei — drei — Soldaten ziehn
vorbei.
Und sind wir auch noch Klimperkleine —
wir werfen unsre kurzen Beine.
Der Hauptmann führte sie —
die ganze Kompagnie.

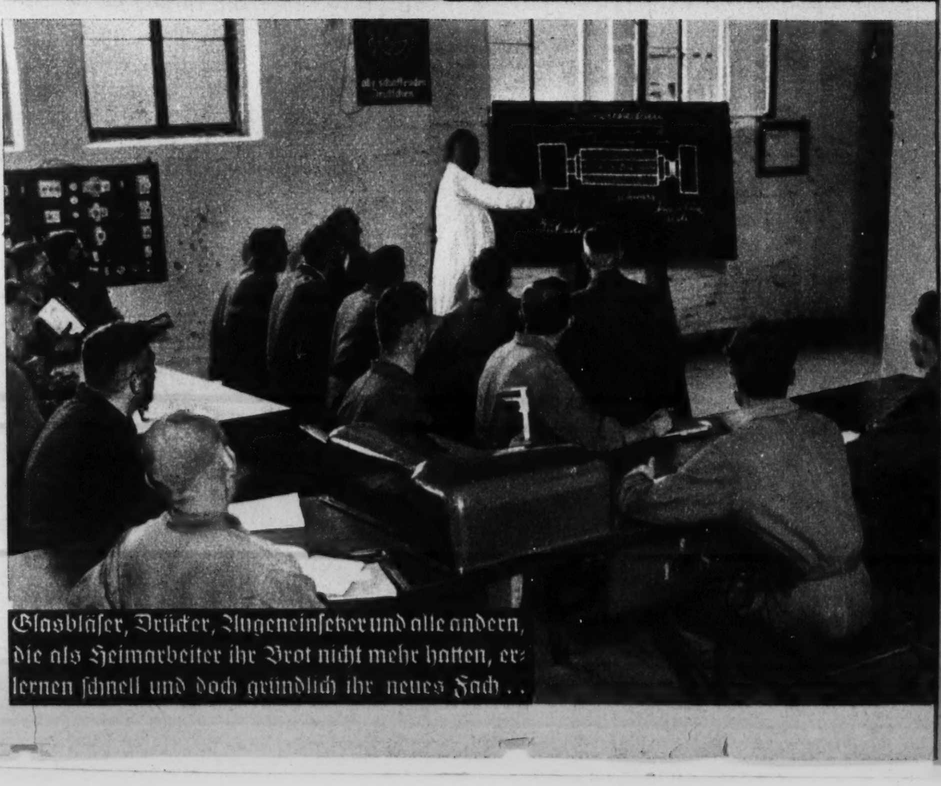
6. A — i — e — der Jäger schoß — o weh!
Füchslein kann nicht weiter hoppeln,
liegt ganz steif dort in den Stoppeln.
Vorbei der Gänse Not — der Gänse-
dieb ist tot.



Vom Glasbläser zum Metallhandwerker

mit 9 Aufnahmen von Dr. Weskamp

Und wie sie einst als Heimarbeiter gute Arb lieferten, so entsteht auch jetzt Präzisionsware r gutem deutschen Wert . . . .

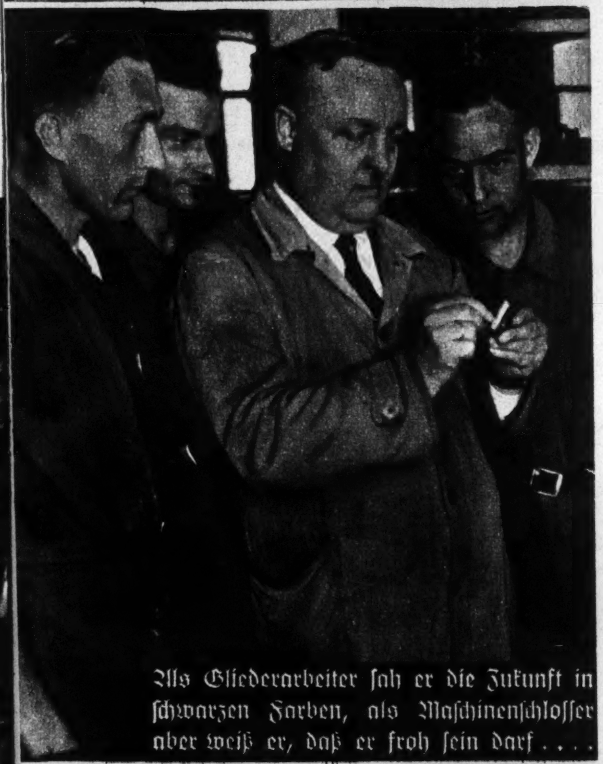


Glasbläser, Drücker, Augeneinsetzer und alle andern, die als Heimarbeiter ihr Brot nicht mehr hatten, erlernen schnell und doch gründlich ihr neues Fach . .

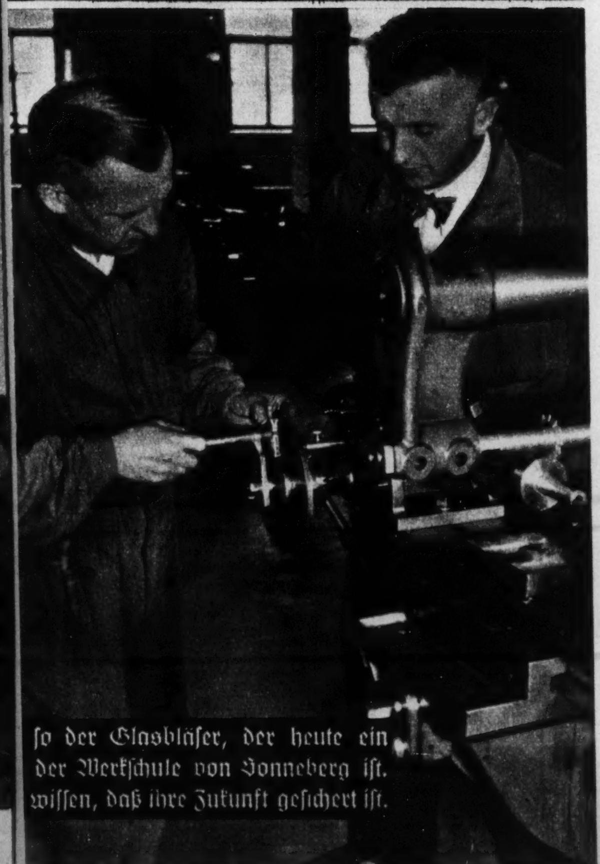
Die hübsche thüringische Stadt Sonneberg ist als Erzeugungsstätte von Spiel- und Glaswaren in der ganzen Welt bekannt. Aber allmählich gingen wichtige Absatzmärkte verloren, denn das Ausland baute sich eine eigene Spielwarenindustrie auf, weil es nicht erkannte, daß Handelsbeziehungen der Völker stets zweiseitig sind und daß ein Volk, das seine Absatzmärkte verliert, auch selbst als Käufer anderer Waren ausfällt. Wie so manche andere deutsche Erzeugung, litt unter dieser kurzsichtigen Einstellung des Auslandes besonders auch die deutsche Spielwarenherstellung. Die Ausfuhr schrumpfte so sehr zusammen, daß viele Tausende fleißige thüringer Volksgenossen keine Arbeit und kein Brot mehr hatten. Das Sonneberger Gebiet wurde infolgedessen schon vor Jahren eines der schlimmsten Notstandsgebiete Deutschlands. Es gab dort nur wenig Familien, in denen die Sorge nicht täglich mit am Tische saß.

Trotzdem die Spielwarenausfuhr in letzter Zeit infolge der etwas gebesserten Gesamtlage auf den Weltmärkten leicht angestiegen ist, be-

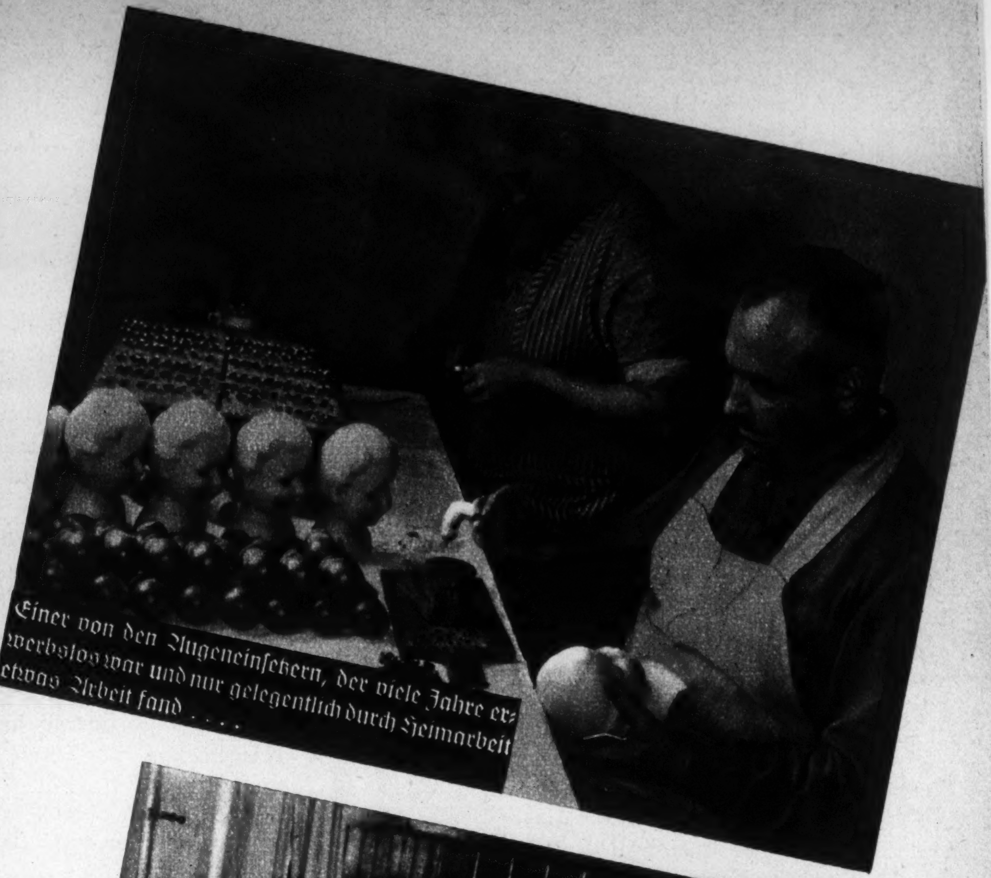
Heute prüft der Meister die Arbeit des „jungen" Lehrlings, der vor wenigen Wochen noch Augeneinsetzer war . . . .



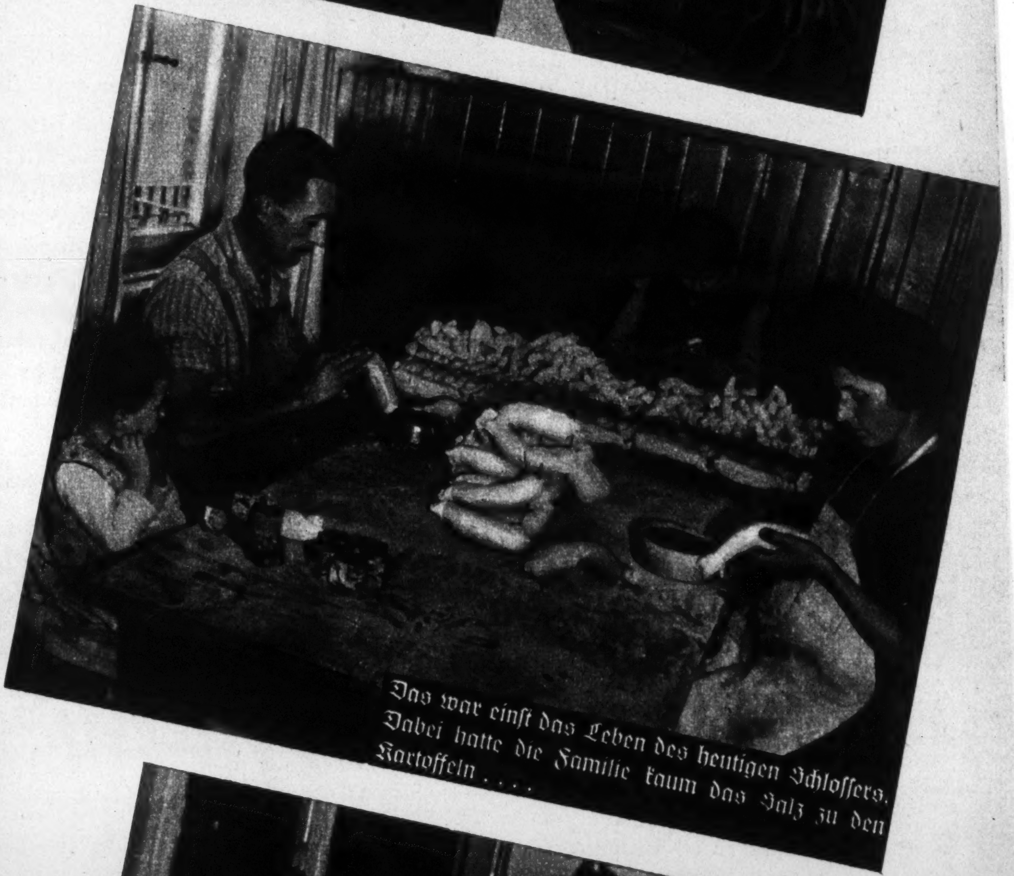
Als Gliederarbeiter sah er die Zukunft in schwarzen Farben, als Maschinenschlosser aber weiß er, daß er froh sein darf . . . .



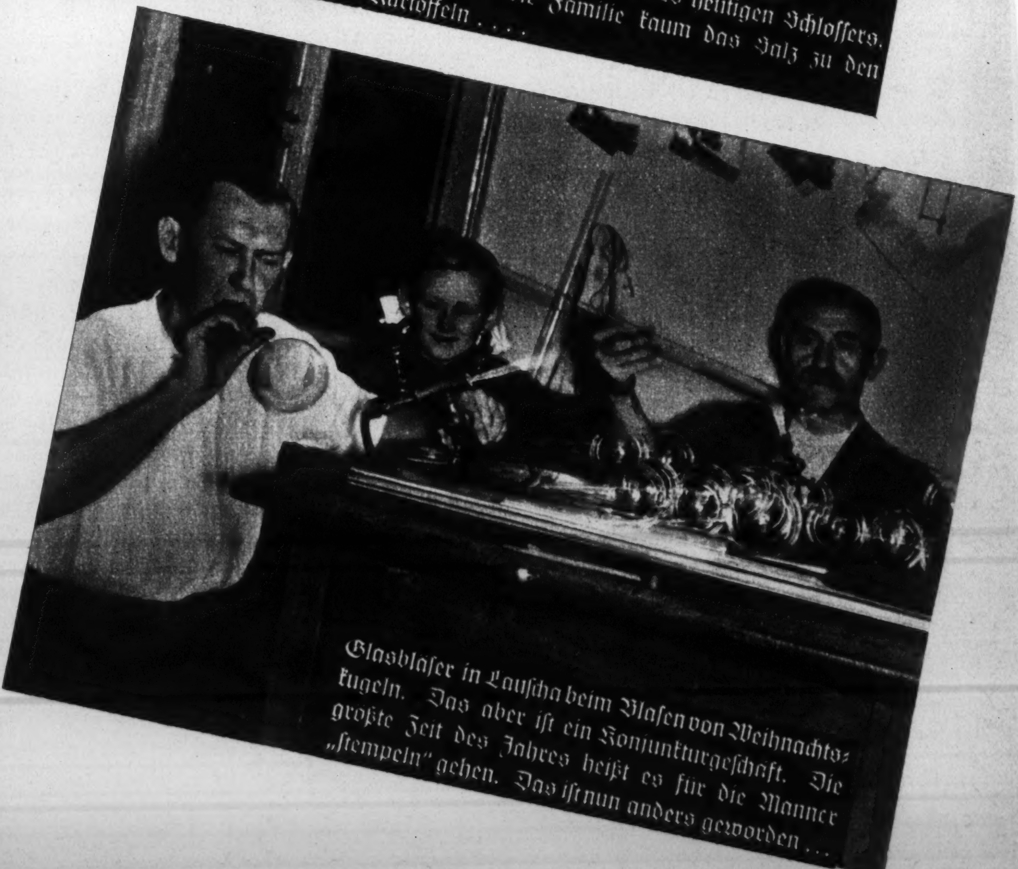
so der Glasbläser, der heute ein der Werkschule von Sonneberg ist. wissen, daß ihre Zukunft gesichert ist.



Einer von den Augeneinsetzern, der viele Jahre erwerbslos war und nur gelegentlich durch Heimarbeit etwas Arbeit fand . . . .



Das war einst das Leben des heutigen Schlossers. Dabei hatte die Familie kaum das Salz zu den Kartoffeln . . . .



Glasbläser in Lauscha beim Blasen von Weihnachtskugeln. Das aber ist ein Konjunkturgeschäft. Die größte Zeit des Jahres heißt es für die Männer „stempeln" gehen. Das ist nun anders geworden . . .

steht keine Aussicht, alle Menschen, die auf diesem Gebiet durch die Entwicklung arbeitslos geworden sind, in ihrem bisherigen Beruf zufriedenstellend zu beschäftigen. Bei ihnen handelt es sich aber durchweg um besonders gut veranlagte handwerkliche Arbeitskräfte, die infolge ihrer Beschäftigung mit feinen Spielzeugwaren oder schwierigen Glasbläserarbeiten über ein besonders gutes Fingerspitzengefühl und zu einem größeren Teil auch über gewisse mechanische Kenntnisse verfügen.

Im Gegensatz zu den Regierungen der Systemzeit, die diese Menschen völlig verkommen ließen und sich schließlich überhaupt nicht mehr um sie kümmerten, trotzdem die Not jener Gebiete gen Himmel schrie, hat der nationalsozialistische Staat das schwierige Problem energisch angepackt und einer Lösung entgegengeführt.

Die nationalsozialistische Führung war sich darüber klar, daß mit vorübergehender Hilfe hier nur ein Aufschub erfolgte, nicht aber eine durchgreifende Besserung herbeigeführt würde. Man hätte natürlich die NSV. verstärkt einsetzen können; damit wäre jedoch nur die materielle Not, nicht aber die seelische Not behoben worden. Da hat nun die Deutsche Arbeitsfront die Lösung dieser Aufgabe in die Hände genommen. Genaue Untersuchungen ergaben, daß diese hochqualifizierten Arbeiter besonders für die Herstellung von Präzisionsarbeiten in der Metallindustrie geeignet sind. Man sah, daß eine Umschulung die besten Erfolge zeitigte. So wurde denn von der DAF., Abteilung Arbeitsführung und Berufserziehung in Verbindung mit der Reichsanstalt für Arbeitsvermittlung und Arbeitslosenversicherung die Lösung der großen Aufgabe übernommen und im großen Stil eine Umschulung von Arbeitslosen in fortgesetzten dreimonatigen Kursen durchgeführt.

Eine besondere Schule mit modernen Maschinen und vorzüglichen technischen Einrichtungen wurde hergerichtet, und in dieser werden die bisherigen Glasbläser und Spielzeugmacher unter Leitung bewährter Fachmänner zu Werkzeugschlossern, Schlossern, Drehern, Schweißern, Schmieden, Maschinenarbeitern oder, wenn sie über besondere Fähigkeiten verfügen, auch zu bestimmten Spezialisten herangeschult.

Es herrscht ein wunderbarer Geist in der Schule. Da gehen die einstigen selbständigen Meister der Glasbläserindustrie, Augeneinsetzer, Drücker und Heimarbeiter der Spielwarenindustrie, noch einmal „auf die Schulbank". Sie waren große Könner in ihrem Fach, haben oft kinderreiche Familien und stehen in einem Alter von 25 bis zu 40 Jahren. Nun stürzen sie sich mit Lernbegier in die neue Aufgabe, die ihnen sichere Zukunft und Vorwärtskommen bedeutet. Der Geist froher und frischer Hoffnungsfreudigkeit hat sie alle erfaßt, und läßt sie die Trennung vom Liebgewordenen und Altgewohnten leicht ertragen. In guter Disziplin und in echtem Sportgeist bereiten sie sich ernst auf das ihnen gesteckte Ziel vor, wobei die Schule ihr treuer Ratgeber und Helfer ist. — Es ist daher nicht weiter erstaunlich, daß in verhältnismäßig kurzer Zeit gut veranlagte und zuverlässige Metallarbeiter von hier ins Leben hinaus entlassen werden können, die alle einen sofortigen Anschluß an den allgemeinen Produktionsprozeß unseres deutschen Vaterlandes finden.

Das ist Sozialismus der Tat!

Was können unsere Kinder werden?

Der Musiker

Musiker im Hauptberuf — das ist, recht verstanden, immer auch ein persönliches **Schicksal**. Es kann einer als Musiker Beamter, durch langen Vertrag gesicherter Angestellter sein oder gut verdienender Geschäftsmann auf eigene Rechnung, aber daneben eben auch seufzender Kuli ums trockene Brot oder hungernder Arbeitsloser.., vom großen schöpferischen Genie (das kein Beruf, sondern eine „Berufung" ist) hier ganz zu schweigen. Nur in anderer **künstlerischer** Arbeit sind ebensolche Unterschiede des gesellschaftlichen Ansehens, der Lebenshaltung und der Lebensauffassung so selbstverständlich wie hier. Der Großbetrieb eines Handwerks und der kleine Murkser, der junge Buchhalter und der Generaldirektor einer Aktiengesellschaft: **das** sind Gradunterschiede der Leistung, des Könnens, der Weitsicht und der Reichweite; solche Differenzen gibt es beim Berufsmusiker genau so gut wie überall. **Aber**: zwei Dirigenten von ungefähr gleichem Rang, zwei Sängerinnen (jede in ihrer Art schlechthin vollendet), zwei Musiklehrer von gutem und berechtigten Ansehen — welche Welten können zwischen ihnen sein! Wie grob sind im Grunde alle Vergleichsmaßstäbe, die wir notgedrungen anwenden! Und doch ist der Geltungskampf der Gleichstarken hier viel härter. Wo so viel verschlungene Pfade zur Höhe führen, wo so viele Dickichte, Sümpfe, Steinhalden und Wüsten zu durchschreiten sind, da darf man wohl sagen, daß nur eine unermüdliche Zähigkeit des in sich selbst ganz zielsicheren Charakters zum erfolgreichen Wirken gelangt. Den unbestimmten

Träumern, denen der verwegen gebundene Schlips und die ungeschorene Mähne als wichtigste Symbole der künstlerischen Tätigkeit erscheinen, steht diese harte Zähigkeit gewöhnlich nicht zur Verfügung.

Wer den Beruf des Musikers ergreifen möchte, der muß drei unerläßliche Grundvoraussetzungen mitbringen, ohne deren Erfüllung alle Hoffnungen eitel sind: musikalisches Gehör, Zeit und Fleiß. Die sehr verschiedenen Arten des Berufsmusikers (Unterhaltungsmusiker, Orchestermusiker, Musiklehrer, Solist, Kirchenmusiker, Militärmusiker) stellen bezüglich dieser Grundvoraussetzungen freilich recht weit auseinandergehende Ansprüche, und selbst in derselben Berufsart werden (z. B. je nach dem gewählten Instrument) die Forderungen sehr verschieden sein müssen. Trotzdem bleiben diese drei Voraussetzungen als unumgängliche Bedingungen jedes sinnvollen Berufsstrebens gewissenhaft zu

Kapelle Rambour

rtwängler-Konzert in der Berliner Philharmonie

prüfen. Von andern, in bestimmten Fällen ebenso wichtigen körperlichen Bedingungen wird noch die Rede sein; hier sei nur allgemein gesagt, daß der Musikerberuf ein anstrengender Beruf ist und besonders von Lunge, Nerven und Herz erheblich höhere Dauerleistungen verlangt, als man so denken könnte. Was das musikalische Gehör angeht, so überschätzen der stolze Vater und die eitle Mutter das musikalische Gehör ihres Wunderkindes fast regelmäßig. Sicher ist das Gehör erst in der Lehrzeit und durch unermüdlichen Fleiß des Schülers recht auszubilden; immerhin muß doch eine bildungsfähige und für den besonderen Zweck erfolgversprechende Grundlage da sein. Aber man sollte sich hier nicht einfach auf das Urteil irgendeines guten Bekannten verlassen, der „auch" Musiker ist; die Gehörprüfung und die Wahl des richtigen Ausbildungswegs kann gar nicht sorgfältig genug geschehen und sie ist umso verantwortlicher, je größere Rosinen Erzieher und Zögling für die musikalische Zukunft im Kopfe haben! Im Zweifelsfalle wird die Reichsmusikkammer durch ihre landschaftlichen Untergliederungen raten können. Niemand aber kann einen Rat erteilen, wie aus einer an sich guten musikalischen Anlage ein erfolgreicher Berufsmusiker wird ohne Zeit. Und Zeit ist, wenigstens in diesem Falle, wirklich Geld. Die Pflege des Gehörs, die Erwerbung der technischen Fertigkeit, an die heute (beim Sänger wie beim Instrumentalisten) außerordentlich hohe Wertmaßstäbe angelegt werden, die

eneralmusikdirektor Dr. Böhm dirigiert die sächsische Staatskapelle

ganz unentbehrliche Allgemeinbildung des jungen Kunstbeflissenen braucht ihre Zeit, die auch mit größtem Fleiß nicht unter ein gewisses Maß abgekürzt werden darf. Dieser Fleiß wird übrigens leicht als „selbstverständlich" anerkannt, aber praktisch ergibt er sich doch nur aus der schon beleuchteten Charaktereigenschaft der Zähigkeit und Zielstrebigkeit, und es lohnt sich schon, ernsthaft zu fragen, ob diese Charakterkraft in guter Uebung steht. Lobenswerte Vorsätze nützen da wenig.

Wer sich nun etwa dem Beruf des Unterhaltungsmusikers zuwendet, muß sich weiterhin darüber klar sein, daß er in eine künstlerische Tätigkeit eintritt, die stark von ganz außerkünstlerischen Umständen und Wünschen bewegt wird. Seine Musik wird einem Gebrauchszweck dienen, dem Tanz, der unverbindlichen Unterhaltung, nicht der Kunst an sich. Es ist nicht jedermanns Sache, bei klappernden Tassen und klirrenden Gläsern, in einem raucherfüllten Raum zu musizieren, während sich das Publikum „ungeniert" unterhält. — Der Wert der einzelnen Unterhaltungskapellen ist, wie alle wissen, sehr ungleichartig: es gibt „Kanonen" darunter und gräuliche Stümper. Dementsprechend sind auch die Wirkungsmöglichkeiten und die Bezahlungen des einzelnen Musikers hier außerordentlich unterschiedlich. Einen geregelten Ausbildungsgang gibt es nicht. Doch kann man wohl fast allgemein raten, der Lehrlingskapelle (Stadtpfeiferei) eine gute Schule vorzuziehen; wer die Lehrlingsausbildung wählen muß, soll den Meister wenigstens vorsichtig aussuchen.

Der Orchester-Musiker, der ernstere Ziele im Auge hat und etwa auf eine Lebensstellung an einer Oper oder an einem Philharmonischen Orchester hinarbeitet, wird sich unbedingt an einem Konservatorium, vielleicht sogar an einer Hochschule für Musik ausbilden lassen. Er wird natürlich wesentlich mehr Zeit und Mühe anwenden müssen, ehe er ans Verdienen kommt.

Wer Musiklehrer werden möchte, sollte die staatliche Musiklehrerprüfung unbedingt anstreben, wenn sie auch zur Zeit noch nicht überall Bedingung der Unterrichtserlaubnis ist. Eine private Ausbildung zum Lehrer ist schon wegen des nebenbei zu betreibenden musikpädagogischen und allgemeinkulturellen Studiums nicht empfehlenswert, das Konservatorium, die Hochschule für Musik oder das Musiklehrerseminar sind hier die gegebenen Erziehungsstätten. Für die Schulmusiklehrer, die innerhalb der Musiklehrer eine besondere Gruppe bilden, ist Matur und der Besuch einer Hochschule für Musikerziehung Pflicht. Neuerlich tun sich auch in der HJ. und im BdM. musikerzieherische Aussichten auf berufliche Stellungen auf. Von den verantwortlichen Stellen seit langem betrieben wird die Versorgung der mittleren und kleineren Provinzstädte mit guten Musiklehrern und -lehrerinnen. Wenn diese dann noch geeignet sind, in einem Orchester mitzuspielen, einen Chor zu leiten oder ein ernsthafteres Vereinsorchester zu dirigieren, bietet sich ihnen oft eine durchaus aussichtsreiche und dankbare Lebensarbeit. Sie müssen dazu allerdings eine entsprechende vielseitige und doch solide Ausbildung hinter sich haben; denn an schlechten Lehrern ist nirgends Mangel!

Ueber das Fach des Solisten und der Solistin ist an dieser Stelle nur wenig zu sagen. Die Ausbildung muß hier mit besonderer Sorgfalt und Erfahrung des Lehrers vor sich gehen, wenn nicht alles verdorben werden soll. Verantwortungslose Lehrer machen nur zu leicht fantastische Versprechungen, die von den Eltern und den jungen Künstlern allzu gerne geglaubt werden. Nirgends ist strenge Prüfung so nötig wie hier.

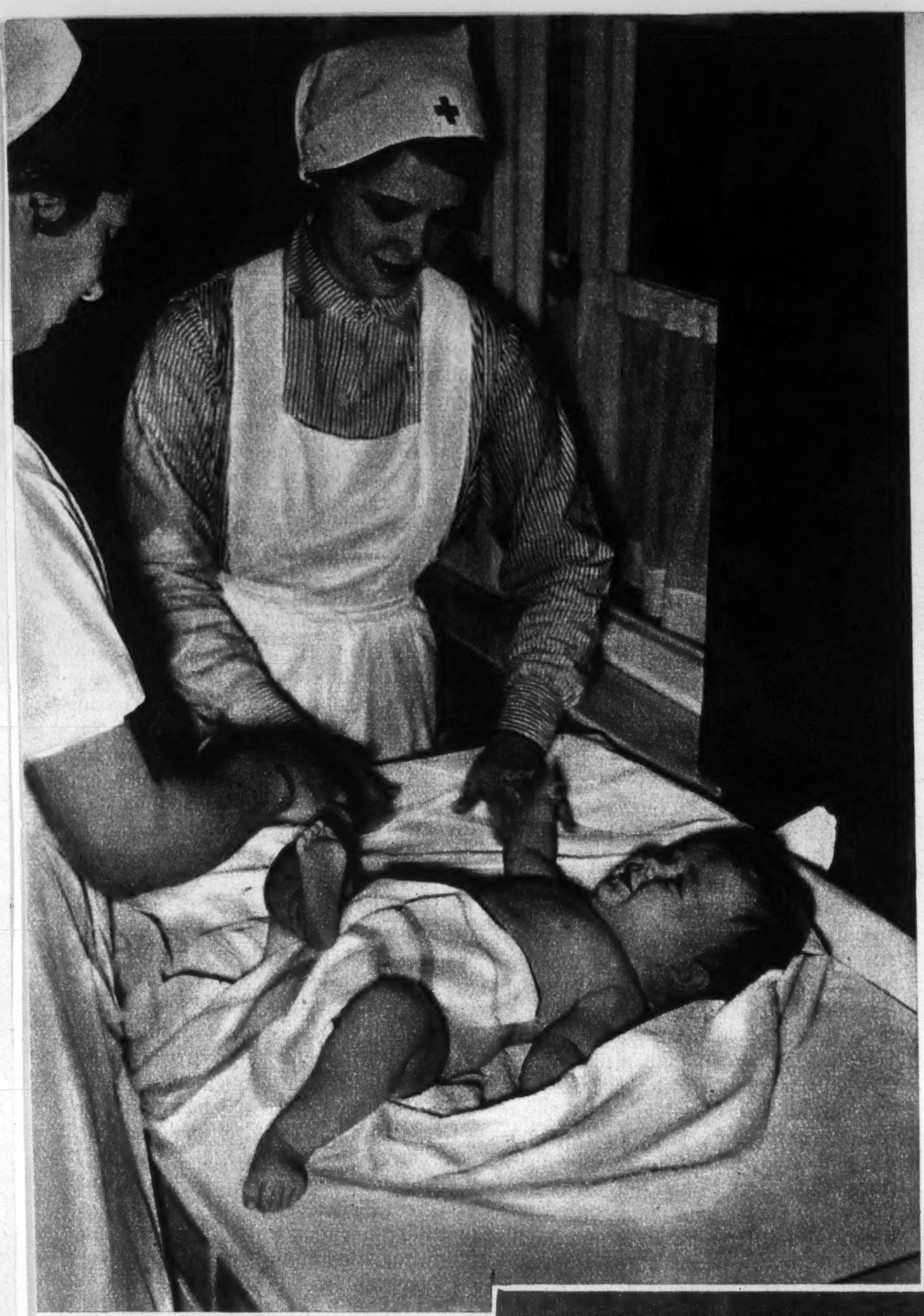
Durch die Wiederherstellung der deutschen Wehrhoheit hat auch ein altberühmtes und recht populäres Musikfach neue Belebung bekommen: der Beruf des Militär-Musikers. Daß jemand, der diesen Berufsweg einschlagen will, militärdiensttauglich und eine bei allem Künstlertum soldatische Erscheinung sein muß, versteht sich wohl von selbst. Die Neuausbildung geschieht heute u. a. auf der Militär-Musikschule in Bückeburg.

Innerhalb dieser musikalischen Fächer vollzieht sich nun aber der Bildungsweg auch noch höchst verschieden je nach der Wahl des Instruments. Sofern die menschliche Stimme als Instrument in Frage kommt, also für die Ausbildung zum Sänger oder zur Sängerin, ist das Wichtigste schon gesagt worden, als ich vorhin von Solisten sprach. Es ließe sich nur hinzusetzen, daß wir längst nicht so viel Stimmen brauchen können, als sich Gesangstalente zur Prüfung melden. Eine Ausbildung ist hier auch nicht vor wenigstens 18—19 Jahren möglich; das heißt: Brustkorb und Kehlkopf müssen erst gehörig ausgewachsen und beim Mann der Stimmwechsel überstanden sein. Von den Instrumenten im engeren Sinne war das Klavier lange Zeit übermäßig bevorzugt und ist auch jetzt noch das Instrument des Lehrers. Aber es gibt zu viel Klavierlehrer und zu wenig Lehrer für andere Instrumente! Für die sehr gesuchten Blasinstrumente eignen sich nur die, deren Lungen gesund und kräftig genug und deren Zähne in Ordnung sind; künstlicher Zahnersatz zwingt hier selbst fertige Musiker zur Umschulung auf ein anderes Instrument. Umgekehrt versteht es sich wohl von selbst, daß für die Streichinstrumente eine besondere Fingergelenkigkeit nötig ist, die freilich für die meisten anderen Instrumente auch nicht fehlen darf. Der junge Musiker wird sich also sowohl nach der Seite seiner Eignung wie nach der des Bedarfs gründlich beraten lassen müssen, wenn er nicht in die Irre gehen will. Die Hauptsache bleibt allerdings auch hier sein persönliches Verhältnis, seine besondere Neigung zu diesem oder jenem Instrument. Und es bleibt in diesem Punkte wie in allen andern einer guten musikalischen Berufsausbildung endlich doch der Weisheit letzter Schluß, die persönlichen Anlagen mit unbeirrbarer Energie und zähem Willen auszubilden.

Hans Hajek.

Vom Beruf der Krankenschwester

Wenn ich von ihm sprechen soll, taucht meine eigene Schwesternzeit mit einer Fülle lebendigster Erinnerungen vor mir auf. Mit die glücklichsten Berufsjahre habe ich im Krankenhaus verlebt. Das klingt sehr sonderbar, denn die Arbeit ist schwer, der Dienst ist oft lang, und viel, sehr viel Trauriges habe ich miterleben müssen. Und trotzdem war es schön. Man tut eine sachliche Arbeit, die zum Teil sehr wichtig und verantwortungsvoll ist, denn von der gewissenhaften Befolgung der ärztlichen Vorschriften kann Leben und Tod abhängen. Man erlebt als Helferin und Mitarbeiterin des Arztes am Krankenbett und am Operationstisch den großen Kampf des Menschen gegen die Krankheit mit und die Freude über jeden Erfolg. Das ist die sachliche Seite des Berufes, aber die menschliche ist ja noch viel wichtiger. Die Kranken brauchen uns, wie das Kind die Mutter braucht. Und wer selbst einmal richtig krank gewesen ist, der weiß, daß es sich dabei nicht nur um die äußerlichen Hilfeleistungen handelt. Von einem freundlichen Blick, einem ermunternden Wort hängt oft die Stimmung des Patienten ab, und die Schwester kann durch ihre menschliche Haltung unendlich viel dazu tun,

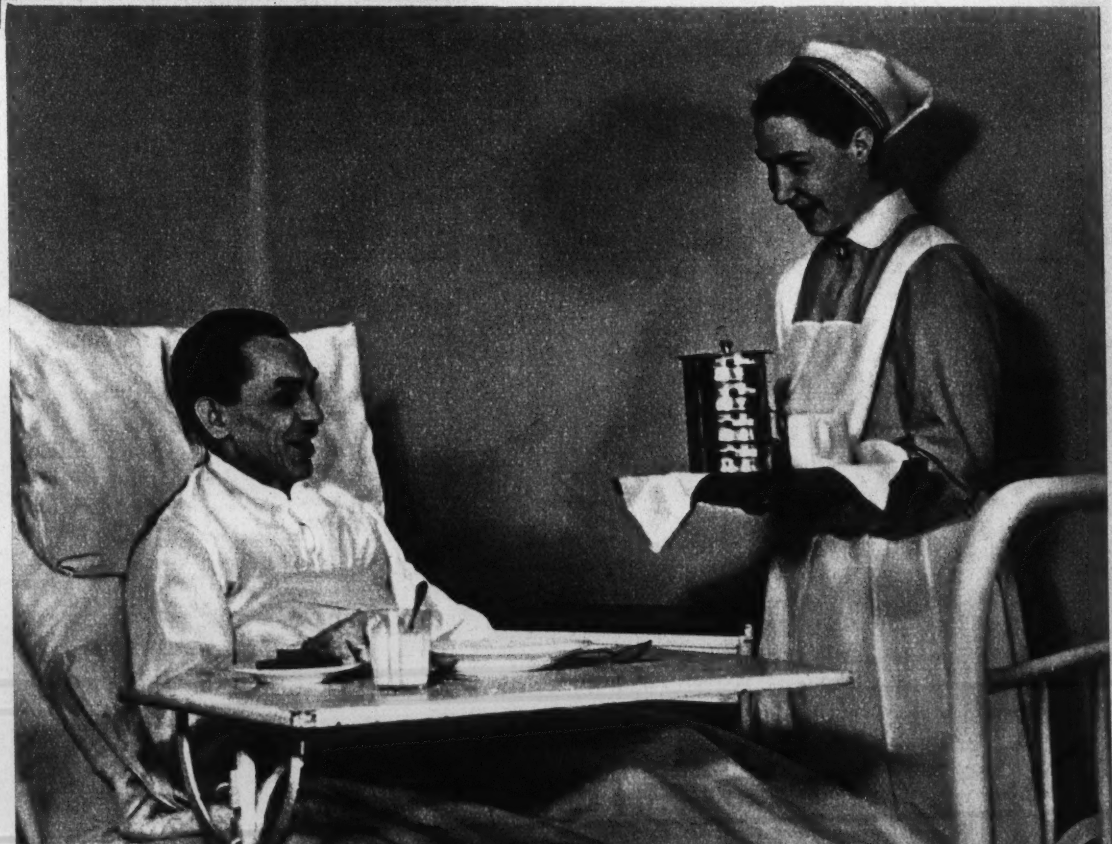


den leidenden Menschen ihr Los erträglicher zu machen. Wen echte Menschenliebe beseelt, der fühlt grade im Schwesternberuf alle besten Kräfte in sich wachgerufen und erlebt beglückt, daß es in der Arbeit nicht nur auf sein sachliches Können, sondern auch auf sein menschliches Sein ankommt.

Für mich war die Schwesternzeit nur eine Etappe auf dem Wege zur Arbeit in der Wohlfahrtspflege — auch heute wird ja von den Gesundheitspflegerinnen die „Ausbildung in der großen Krankenpflege" verlangt, ehe sie sich auf der zweijährigen Sozialen Frauenschule die Anerkennung als Volkspflegerin holen können. Mir ist damals der Abschied vom Krankenhaus sehr schwer geworden, und die Versuchung, das weiter gesteckte Ziel aufzugeben, war sehr groß. Als sei ich noch gestern durch das große Haus gegangen — so deutlich stehen alle Einzelheiten vor mir.

Unten war die Kinderstation mit der alten dicken Schwester Wilhelmine, die wie eine Glucke war und weder durch Tränen noch durch Brüllen aus der Ruhe gebracht wurde. Sie nahm keine Anfängerinnen, denn grade auf der Kinderstation braucht man viel Festigkeit und ebensoviel mütterliche Güte. Auf keiner anderen Station machen einem außerdem die Angehörigen so viel zu schaffen. Jede Mutter hat für ihren Liebling einen besonderen Wunsch und sehr oft sind die Mütter leider viel unvernünftiger als die kleinen Patienten selbst. Unerbittlich setzte Schwester Wilhelmine gegenüber Aerzten und Schwester Oberin durch, daß wir erst auf den andern Stationen geschult und erprobt wurden, ehe wir zu den Kindern durften. Ich habe sehr empfunden, daß man auf Kinderstation neben den pflegerischen Kenntnissen unbedingt eine pädagogische Begabung braucht und — Phantasie. Wieviel kann man helfen, wenn man dem Spieltrieb Anregungen geben kann, wie wichtig ist es, daß die Schwester auch selbst mal mitspielt. Wer sich speziell der Kinderkrankenpflege widmen will, der sollte, wenn er es geldlich irgend kann, die Zeit bis zum Eintritt in die Krankenpflegelehranstalt (der bekanntlich erst mit 18 Jahren möglich ist) für eine pädagogische Ausbildung als Kinderpflegerin oder Kindergärtnerin ausnutzen.

Ueber der Kinderstation lag die chirurgische Männerstation. Wenn nicht grade sehr schwer Operierte da waren, herrschte hier ein recht vergnügter Geist, von dem sich Schwester Elisabeth aber verhältnismäßig selten anstecken ließ. Pflegerisch hat die Schwester es auf den Männerstationen leichter, weil



sie durch die männlichen Wärter bei vielen Aufgaben unterstützt oder ganz abgelöst wird. Hier aber muß sie sich dafür charakterlich bewähren. Freundlich, aber — zu allen gleich freundlich und mit sicherer Einhaltung jener Grenze, die den Mann nicht einen Augenblick die Achtung vor der Frau im Schwesternkleid vergessen läßt. Leicht wird für den hilflosen Patienten die Schwester zu einer Art Engelsgestalt, wovon sie selbst sich aber gar nicht beeindrucken lassen darf. Es ist wunderschön, wenn die Gesichter der Kranken heller werden, sobald wir ins Zimmer kommen, wenn sie jedes Wort erfreut und wenn sie jede Handreichung dankbar als Wohltat empfinden. Wir werden froh dabei, auch wenn die Arbeit schwer ist. Aber zu persönlicher Eitelkeit gibt das gar keine Berechtigung. Je selbstloser die Schwester an das Wohl des Patienten denkt, desto wohltätiger wird die von ihr ausgehende Wirkung sein, desto mehr Dankbarkeit wird zu ihr zurückstrahlen.

Wenn wir nun weiter wandern durch das große helle Haus, so kommen wir zu der inneren Männerstation — wo die sanfte Magdalene mit immer gleicher Geduld die vielen tröstet, die an langwierigen, oft hoffnungslosen Leiden krank liegen und doch von Tag zu Tag die Genesung erwarten. Noch eine Treppe höher und wir sind auf dem Frauenstock angekommen. Hier ist die Pflege am vielseitigsten und am schwersten. Auf der Frauenstation erlebt die junge Schwester in der Regel ihre wichtigste Ausbildungszeit. Hier wird körperlich mit Heben, Stützen und anderen Hilfeleistungen viel von ihr verlangt, hier wird sie aber auch seelisch am stärksten beansprucht. Wie oft ist bei den Frauen das körperliche Leiden Folge oder Ursache eines schweren Schicksals als Gattin und Mutter. Da gilt es nicht nur körperliche Schmerzen zu lindern und über das Kranksein hinweg zu trösten, da soll von der Schwester auch Kraft ausgehen. Wie entscheidend kann solch eine Krankenhauszeit sein, in der eine vielbeschäftigte Frau zum erstenmal dazu kommt, über ihr Leben und seinen Sinn nachzudenken. Manche meiner Patientinnen werde ich bis an mein Lebensende nicht vergessen.

Von der Frauenstation kam ich auf den Operationssaal, sicher für die meisten Schwestern das Ziel des Ehrgeizes. Schwester Bertha war ungewöhnlich tüchtig, sie assistierte eigentlich immer mit und durfte es selbst dem Professor gegenüber wagen, ihre Meinung zu sagen. Sie war nicht nur eine kraftvolle Erscheinung, sondern auch eine kraftvolle Persönlichkeit, von ihr ging auf Schwestern und Patienten, ja auch auf die Aerzte Sicherheit und Ruhe über. Schwester Bertha war außerdem eine gute Lehrmeisterin und verstand es, das, was wir im Kursus in Anatomie lernten, immer wieder zu vertiefen. Und sie paukte uns die Asepsis ein, unerbittlich. Als ich mein Examen gemacht hatte, behielt mich Schwester Bertha als Narkoseschwester. Das ist wieder eine ganz besondere Aufgabe, sich so völlig zu konzentrieren auf den Lebensrhythmus eines anderen Menschen, jede allerkleinste Schwankung zu bemerken und fast unwillkürlich darauf zu reagieren. Der Patient muß sich zunächst der Narkoseschwester ausliefern, dann erst — schon nicht mehr bewußt — dem Arzt. Die Schwester kann aber viel dazu tun, daß ihm der Weg in die Betäubung erleichtert wird.

Wenn ich sie heute wieder so an meinem inneren Auge vorüberziehen lasse, die Stationsschwestern in unserem heimatlichen Krankenhaus, so staune ich, wie verschieden sie waren, trotzdem sie doch alle, früh in den Beruf gegangen, die gleiche Laufbahn durchgemacht hatten. Nein, die Persönlichkeit erfährt in diesem Beruf trotz des scheinbaren Abgesperrtseins hinter Anstaltsmauern keine Einschränkung, im Gegenteil: die außerordentlich vielseitige Beanspruchung, gerade auch des Charakters, gibt jedem Gelegenheit, seine besten Eigenschaften zu schönster Entfaltung zu bringen. Und etwas bewundere ich noch nachträglich an unserer Oberin: wie sie es verstand, die Schwestern dort einzusetzen, wo eben diese ihre besten Eigenschaften am nützlichsten waren. Es ist ja nun aber keineswegs so, daß man sich von Anfang an auf eine bestimmte Art von Pflege spezialisieren kann, es sind auch äußerlich nicht immer die Möglichkeiten zu der Verwendung gegeben, die der einzelnen Schwester am meisten liegt; so sollte möglichst jede die wichtigsten Eigenschaften, die ich an meinen verschiedenen Lehrmeisterinnen aufgezeigt habe, mitbringen; gleichmäßige Freundlichkeit vor allen andern. Daß außerdem eine kräftige Gesundheit unerläßlich ist, wird sich jedes Mädel allein sagen; im allgemeinen verlangen die Ausbildungsanstalten ein amtsärztliches Gesundheitszeugnis. Hinsichtlich der Schulbildung werden keine besonderen Anforderungen gestellt. Man kann wohl sagen, daß in den großen Anstalten jede Begabung eine Betätigungsmöglichkeit findet. Denn neben dem Dienst im Krankenzimmer und Operationssaal gibt es nach einer entsprechenden zusätzlichen Ausbildung auch noch die Arbeit der Röntgenschwester, der Hebammenschwester oder der Säuglingsschwester.

Wo immer wir etwas über den Schwesternberuf lesen, wird betont, daß er, wie kaum ein anderer, auch der unverheirateten Frau Gelegenheit gibt, ihre mütterlichen Kräfte zu entfalten; aber mit diesen Kräften und einigen guten Eigenschaften wird man doch noch nicht eine auch auf die Dauer gute und befriedigte Schwester. Es muß eine religiöse oder weltanschauliche Haltung dazu kommen, aus der auch in schweren Tagen und Wochen, die nirgends ausbleiben, die Schwester Kraft schöpfen kann. Je nach dieser Haltung wird sich die künftige Schwester die Organisation aussuchen, der sie angehören will. Da sind als die ältesten, die konfessionellen: die katholischen Orden und die evangelischen Diakonissen- und Diakonie-Mutterhäuser. Eine besondere Stellung nimmt sodann das Rote Kreuz ein, dessen Schwesternschaft auch in eigenen Krankenhäusern und außerdem in den Lazaretten der Wehrmacht arbeitet. Bei Katastrophen und im Kriegsfall übernimmt sie gemäß den Vereinbarungen der Genfer Konvention die Verwundetenpflege. Seit 1934 gibt es ferner, auf nationalsozialistischer Weltanschauung begründet und der Partei eingegliedert, die NS-Schwesternschaft, die ihre Schwestern vorwiegend in der Gemeindepflege einsetzt. Schließlich sind die verschiedenen freien Schwesternschaften zu nennen, die neuerdings alle in dem „Reichsbund der freien Schwestern und Pflegerinnen e. V." zusammengefaßt werden. Sie arbeiten in privaten, städtischen und staatlichen Anstalten, von denen eine große Zahl mit einer staatlich anerkannten Krankenpflegeschule zur Ausbildung des Nachwuchses verbunden ist.

Grundsätzlich ist zu raten, daß ein Mädel, das Schwester werden will, auch die Ausbildung möglichst schon bei der Organisation durchmacht, bei der sie später als Schwester bleiben will. Die Aufnahmebedingungen sind auf Grund der staatlichen Regelung heute überall die gleichen, aber die Arbeits- und Lebensbedingungen weichen in den einzelnen Verbänden sehr von einander ab, man muß also genaue Erkundigungen über Schulgeld usw. einziehen.

Der Schwesternberuf, der im Volk so hohes Ansehen genießt, und der schon durch den Titel Schwester aus allen anderen Berufen herausgehoben wird, gewinnt mehr und mehr auch das Interesse der Behörden. Die Notwendigkeit genügender Freizeit, Urlaubszeit und Altersversorgung wird immer mehr anerkannt. Gerda Simons.

Aufnahmen: Kade und Atlantic-Photo

Verlag: Heinrich Beenken Verlagsbuchhandlung, Berlin SW 19
Wallstraße 17/18
Hauptschriftleiter: Wilhelm Möller-Crivitz, Berlin-Pankow
Druck: Buchdruckerei Gutenberg (Heinrich Beenken), Berlin SW 19, Wallstraße 17/18

Kurzweil am Feierabend

Das Pulverfaß

Der Wald ist nicht nur als Stätte der Erholung, als Picknick-Platz und Aufenthaltsort für Dichter und Verliebte wichtig: Der deutsche Wald ist auch einer der wesentlichsten Teile unseres Volksvermögens und eine unserer bedeutendsten Rohstoffquellen. Ganz zu schweigen von seiner Aufgabe als Sauerstoff-Erzeuger, als Wetterregulator und Windschutz.

Aber viele Volksgenossen scheinen ihn ausschließlich als Objekt des Vergnügens anzusehen. Sie spazieren darin umher — was man ihnen durchaus gönnt — und rauchen: was allerdings zuviel des Guten ist.

Rauchen im trockenen Walde ist nämlich fast dasselbe wie Rauchen am offenen Pulverfaß. Das ist nicht übertrieben; zwar pflegt der Wald nicht zu explodieren, aber der Schaden, den Raucher im Walde angerichtet haben, ist viel, viel größer als der sämtlicher Explosionen, die bisher auf der Welt geschehen sind. Ein unscheinbarer Funke, den der Wind verwehte, ein unbeachteter Stummel, ins Gestrüpp geworfen — und es entsteht daraus ein ungeheurer Waldbrand, der unermeßlichen Schaden bringt für das ganze Volk.

Trotz aller Strafmaßnahmen entstehen immer wieder Waldbrände durch Fahrlässigkeit. Wir wünschen nur eines: daß jeder, der dabei erwischt wird, einmal über einem offenen Pulverfaß rauchen müßte. Wetten, daß der dann geheilt wäre?

Dr. S.

Rätsel-Auflösungen aus Heft 7

Rösselsprung

Die Völker, die körperlich zurückgehen, bringen das Verlorene auch geistig nicht wieder ein. Bismarck.

Sport-Rätsel

Hürdenläufer, Bergsteiger, Handballspieler, Steinstoßer, Hindernisläufer, Diskuswerfer, Tennisspieler.

Der Sieg des Lebens ist der Sinn der Welt.

Rätsel-Auflösungen aus Heft 8

Geographisches Rätsel

Werra, Dresden, Tuttlingen, Braunschweig, Remscheid, Frankfurt, Unstrut, Wilhelmshaven, Neckar.

Wer andere tut lehren, bei dem sich Kunst tut mehren.

Bilder-Rätsel

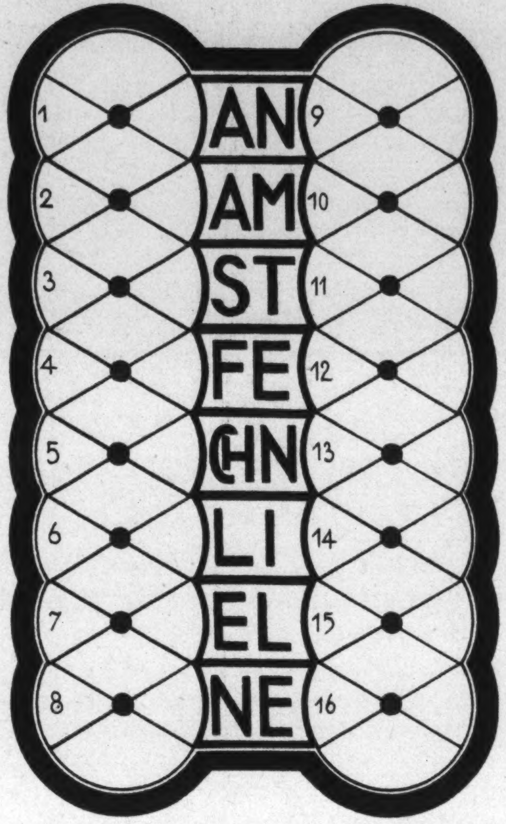
Was eine Kinderseele
Aus jedem Blick verspricht,
So reich ist doch an Hoffnung
Ein ganzer Frühling nicht.

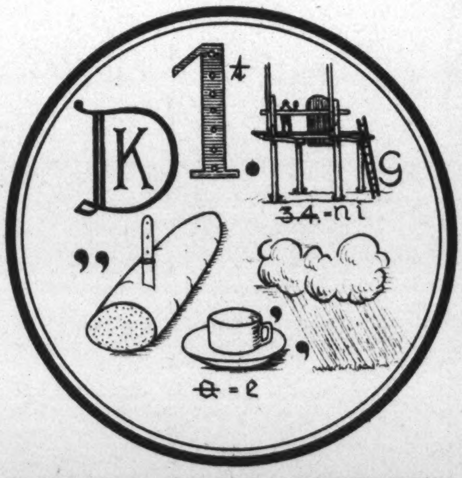
(Hoffmann von Fallersleben.)

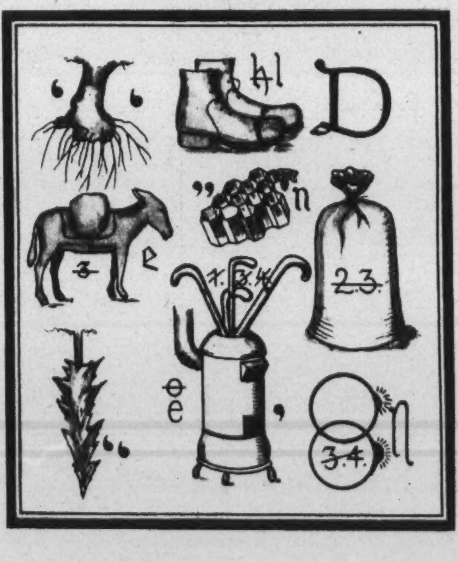
Spruchergänzungs-Rätsel

Um die Punkte sind Wörter zu je 4 Buchstaben einzusetzen. Die Wörter beginnen bei den Ziffern und werden rechtsherum eingetragen. In beiden Wortreihen ist der Endbuchstabe des einen Wortes zweiter Buchstabe des nachfolgenden. Werden nach richtiger Lösung die nach der Mitte zu liegenden Buchstaben mit den vorhandenen Buchstabenpaaren im Zusammenhang von links nach rechts gelesen, so ergeben sie einen Wahlspruch des Kaisers Heinrich I.

Bedeutung der Wörter: 1. Spielzeug; 2. weibl. Vorname; 3. heimliches Gericht; 4. wirklich; 5. Nebenfluß der Oker (Harz); 6. Tierkleid; 7. deutscher Fluß; 8. Stadt am Rhein; 9. leidenschaftl. Verlangen; 10. Geisteskranke; 11. italien. Fluß; 12. Richtschnur; 13. weibl. Vorname; 14. Planet; 15. europäische Hauptstadt; 16. musikal. Zeichen.







Aufnahme: Atlantic-Photo

Das Blühen will gar nicht enden